

# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES ■ 3/1994



# Inhalt

---

<b>Dieter Planck</b>	Editorial	<b>89</b>
<b>Richard Strobel</b>	Der Prediger in Schwäbisch Gmünd – Inventarisierung und Denkmalpflege-Praxis	<b>90</b>
<b>Bertram Jenisch</b>	Neue Aspekte zur Villingener Stadtbefestigung	<b>100</b>
<b>Ute Schulze</b>	Der Kaiserturm in Villingen – seine Instandsetzung und heutige Nutzung	<b>109</b>
<b>Peter Findeisen</b>	Anmerkungen zur Idee, in Villingen ein neues Stadttor zu bauen	<b>110</b>
<b>Ariane Brückel-Keefe/ Annette Lerch/Horst Röske</b>	Fundrestaurierung in der archäologischen Denkmalpflege – ein Werkstattbericht	<b>122</b>
<b>Personalia</b>		<b>131</b>
<b>Neuerscheinung</b>		<b>132</b>

## Titelbild

Villingen-Schwenningen, Romäusturm in Villingen (Foto: Verkehrsamt Villingen). Zum Beitrag Bertram Jenisch: Neue Aspekte zur Villingener Stadtbefestigung.

**DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG** · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.



Die Übernahme der Amtsleitung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg durch einen Archäologen ist eine gute Gelegenheit, sich Gedanken zu machen über die gemeinsamen Aufgaben von Baudenkmalpflege und Bodendenkmalpflege (Archäologische Denkmalpflege). Die Baudenkmalpflege beschäftigt sich mit der Erhaltung und Erforschung der im wesentlichen noch sichtbaren architektonischen Hinterlassenschaft, „an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“. Die Archäologische Denkmalpflege hat die Aufgabe, nicht sichtbare, meist nur noch in Teilen überkommene Hinterlassenschaften verschiedenster Qualität und Bedeutung zu erforschen und zu erhalten. Auch an deren Erhaltung besteht ein öffentliches Interesse. Dieser Denkmalbestand ist jedoch fast ausschließlich nicht optisch wahrnehmbar, sondern nur mit Hilfe archäologischer Methoden in Ausmaß und Bedeutung zu erschließen. Bei einem im Boden verborgenen Objekt ist nicht von vorneherein erkennbar, ob es sich um ein Kulturdenkmal im Sinne des Gesetzes handelt. In vielen Fällen wird erst durch die archäologische Ausgrabung die inhaltliche Bedeutung und die Kulturdenkmaleigenschaft ermittelbar. Erst in neuester Zeit gibt es naturwissenschaftliche Methoden, die es dem Archäologen erlauben, Aussagen über Qualität und Bedeutung des Denkmals zu erarbeiten. Ich denke hier etwa an geophysikalische Prospektionsmethoden oder an die Luftbildarchäologie.

Wo die Grenzen zwischen Bodendenkmal und Baudenkmal zu ziehen sind, wird oft nicht richtig gesehen. Gerade bei dieser Frage wird aber auch die enge Verzahnung und Verwandtschaft von Boden- und Baudenkmalpflege deutlich. Wenn wir die verschiedenen Handhabungen in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland betrachten, so lassen sich hier Unklarheiten in der Auffassung erkennen. Gerade beim Landes-

denkmalamt Baden-Württemberg mit der Unterteilung in die beiden großen Fachbereiche der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der Archäologischen Denkmalpflege (Bodendenkmalpflege) wurde eine klare Regelung getroffen. Die Baudenkmalpflege bemüht sich um den erhaltenen Baubestand, die Archäologische Denkmalpflege erarbeitet und schützt den Bestand von Denkmälern im Boden, der eben nur mit Hilfe archäologischer Methoden erforschbar ist. So gehört der unter einem Baudenkmal liegende, möglicherweise viel ältere Keller selbstverständlich zum Denkmal. Dagegen beinhaltet der nicht unterkellerte Bereich mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Bodendenkmal, das zusammen mit dem vorhandenen Keller unter Umständen eine ältere historische Bebauung an dieser Stelle erkennen läßt. Aus diesem Teil lassen sich nur mit archäologischen Methoden Fragen der Bebauung und Ansiedlung vor Errichtung des heutigen Gebäudes erkennen. Überträgt man diese Überlegungen etwa auf eine Kirche, so wird deutlich, daß die Baudenkmalpflege sich dem Bestand des noch erhaltenen Kirchenbaus widmet, der Archäologe hingegen mit seiner speziellen, auf andere Methoden ausgerichteten Ausbildung den Bereich zu betreuen hat, der verborgen im Boden bzw. im überbauten Bereich zu liegen kommt.

Die Unterschiede zwischen den beiden Fachbereichen sehe ich vor allem in den verschiedenen Methoden zur Erforschung des Denkmalbestandes. Das Bau- und Kunstdenkmal kann mit wissenschaftlichen Methoden direkt auf seinen Denkmalwert befragt werden, generell ohne daß in seine Substanz eingegriffen werden muß. Das archäologische Denkmal hingegen muß erst vor Ort und durch andere begleitende Analysen des Fund- oder Urkundenbestandes erforscht werden, um es genau ansprechen zu können. Hier wird deutlich, daß die Bewertung als Kulturdenkmal in der Archäologie sehr viel weiter und umfassender erfolgen

muß als im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege.

Auch wenn unterschiedliche Voraussetzungen und Bedingungen vorliegen, sind sowohl die Baudenkmalpflege wie auch die Archäologische Denkmalpflege einem wesentlichen Auftrag verpflichtet, nämlich der Erhaltung originaler Substanz im Boden oder am obertägigen Denkmal, um es als historisches Faktum für nachfolgende Generationen zu sichern. Dabei kommt der Dokumentation und der wissenschaftlichen Auswertung der archäologischen Befunde wie auch der Konservierung eines Baudenkmals eine wichtige Rolle für die Zukunft zu. Der Umgang mit dem Denkmalbestand, die Veränderung des Denkmals stellt die Forderung nach einer ausführlichen und sachgerechten Dokumentation. Deshalb ist es für den Leiter des Landesdenkmalamtes eine verpflichtende Aufgabe, dafür einzutreten, daß sowohl im Bereich der Archäologie wie im Bereich der Baudenkmalpflege der wissenschaftlichen Dokumentation und der Erarbeitung von Grundlagen für die weitere Forschung eine wichtige Stellung zugewiesen wird.



# Der Prediger in Schwäbisch Gmünd – Inventarisierung und Denkmalpflege-Praxis

Richard Strobel



■ 1 Der Prediger in Gmünd, Ostfassade gegenüber der Johanniskirche, Zustand 1970 während des Umbaus. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtmessungsamt.)

Zur Nachdenklichkeit verführen kann jedes Denkmal. Dazu braucht es nur ein wenig Leselust und Lernfähigkeit, Geduld, manchmal noch den Abbau von Vorurteilen. So ließe sich am beliebigen Denkmal erproben, wieviel Kraft, was an Essenz aus seiner Geschichte und seiner Gestalt abzuleiten ist; wieviel Grundsätzliches zum zwingenden Bedürfnis führen müßte, dieses Denkmal (und viele andere) besonders sorgsam zu hüten und zu pflegen.

Der Prediger in Schwäbisch Gmünd ist eines von vielen Denkmalen in dieser denkmalreichen Stadt, eines von ganz vielen in Baden-Württemberg. Warum gerade an ihm ein paar Grundsätze zur Denkmalpflege in Inventar und Praxis geprobt und überprüft werden sollen, hat seine Gründe. Einmal war der Auftrag zu einem Denkmalinventar für Schwäbisch Gmünd der Anlaß, sich intensiver als bisher mit den großen Einzelmonumenten zu befassen. Zum anderen besteht permanent die Forderung nach Anpassung, Umnutzung, Veränderung des Denkmals, was zwangsweise zum Nachforschen in

der jeweiligen Baugeschichte führt. Und das wiederum erfordert Nachdenken über die eigene Position im Grundsatz, fordert Nachdenklichkeit.

Der Prediger, gegenüber der Johanniskirche im Zentrum der Altstadt von Gmünd gelegen, hat einen klangvollen Namen, zu Recht. Allein die vorausgegangenen Namensänderungen verraten viel von seiner Geschichte: Ursprünglich Dominikanerkloster mit der Kirche St. Maria Magdalena, in der die Predigt hochgehalten wurde; seit der Säkularisation Kaserne und seit dem Bezug der neuen, nach Bismarck benannten, „Alte Kaserne“ geheißen, ein Vielzweckgebäude, hauptsächlich zum Wohnen in Bedrängnis (nach 1918 Flüchtlinge aus Elsaß-Lothringen, dann aus dem deutschen Osten). Schließlich ab 1969 aufgemöbelt zum Kulturzentrum der Stadt (Abb. 1), das auf Vorschlag des verdienten Stadtarchivars den alten (schon 1311 heißt es „bi den predigern“) und griffigen Namen bekam und nicht eine abstrakte Neubezeichnung („Haus der Kultur“ war vorgeschlagen worden). Eine reich bewegte Bau-, Nutzungs- und

Umwidmungsgeschichte. Das barocke Kloster wird von bekannten Baumeister- und Freskantennamen begleitet: Dominikus Zimmermann, Johann Michael Keller, Johann Anwander. Jedoch spielte die Zeit danach dem Bauwerk übel mit. Georg Dehios wenige Sätze in seinem Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler Band III von 1908 drücken dies komprimiert aus: „Dominikaner-K. und Klost. 1284, rest. im 15. Jh., ausgebaut im 18. Jh. Wenn die Nachricht, daß es nach des trefflichen Dom. Zimmermann Entwurf geschehen sei, richtig ist, so ist der 1821 durchgeführte zweite Umbau zur Kaserne besonders zu beklagen. Das kolossale Deckenfresko Anwanders, mit 1200 Figg., galt als dessen Hauptwerk“. Das ist die kürzest mögliche „Inventarisierung“ sozusagen als erste Information, und damit sind wir schon beim ersten Punkt. Hier soll ein Überblick über ältere und jüngere Bestanderfassungen bis zu den heutigen Gepflogenheiten an Prediger-Texten zeigen, was sich wandelte, was gleich blieb. Denn auch Dehio stand schon in einer langen Tradition und seine Angaben basie-



ren meist auf Autopsie, manchmal auf Gewährsleuten oder auf bereits erschienenen Inventaren. So wird jede Generation auf der vorhergehenden aufbauen und sich dennoch jeweils ein neues Bild vom betrachteten Gegenstand machen wollen.

Schließlich sollen anhand dreier Beispiele aus der Denkmalpflege-Praxis und der Traditionspflege am Prediger drei Grundsätze erläutert werden, nämlich der vom Substanzverständnis, von der Ortsfestigkeit und der Wahrhaftigkeit. Aber zuerst nochmals zum Inventarisieren und seiner Geschichte.

## Prediger-Texte in Denkmalverzeichnissen

Zum ersten Mal in einer offiziellen Aufzeichnung erscheint der Prediger 1841, im Verzeichnis „Denkmale des Alterthums und der alten Kunst im Königreich Württemberg“, zusammengestellt vom Bibliothekar Christoph Friedrich Stälin mit Hilfe von Fragebögen, gedruckt in den Württembergischen Jahrbüchern. Der von Stadtpfarrer Thomas Maier und Stadtschultheiß Johann Georg Mühleisen für Gmünd bearbeitete Text zum Fragebogen, durch Erlaß vom 24. November 1836 des Ministeriums des Inneren und der Finanzen landesweit auf den Weg gebracht, hat sich im Ludwigsburger Staatsarchiv erhalten. Er ist heute nach über 150 Jahren eine wichtige Quelle der Denkmalpflege-Geschichte hinsichtlich der Auswahl der Objekte, ihrer Denkmalwürdigkeit, des damaligen Wissensstandes und besonders für knappe Zustands- und Veränderungsbeschreibungen.

Bezeichnenderweise ist 1841 nicht der ganze Prediger angeführt, sondern nur das „Frescogemälde vom Jahre 1764“ als pars pro toto oder besser: als ein bereits bekannter, wegen seines Figurenreichtums berühmter Ausstattungsteil. Dies lag nahe auch wegen der damals wohlüberlegten Einteilung der Kunstdenkmale in solche der Architektur, der Skulptur, der Malerei und rein historische Denkmale, womit vor allem Grab- und (römische) Inschriftsteine gemeint waren.

Die nächste Station in der Denkmal-erhebung wäre das Verzeichnis des ersten württembergischen Denkmalpflegers Konrad Dietrich Haßler gewesen, dessen 1861–1863 erschienene Arbeit auf dem Auftrag beruhte, ein Verzeichnis „aller derjenigen Denkmale, seien es Bauwerke oder Werke der bildenden Künste, welche öffentlich sichtbar und zugänglich sind, und durch ihren Kunst-

werth oder die geschichtliche Erinnerung Bedeutung haben“, anzulegen und zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Auch hier sollte wiederum ein „Frageplan“ Abhilfe schaffen.

Für Gmünd und seinen Prediger ist leider Fehlanzeige zu machen, da Haßler „nur“ 15 Oberämter von 65 bearbeiten konnte und dabei eingestehen mußte, daß er auf Illustrationen verzichten habe müssen, obgleich sie erst „nach Standpunkt der Wissenschaft ein vollständiges und möglichst richtiges Verzeichnis“ ergeben hätten. Dennoch ist die Haßlersche Arbeit auf dem direkten Weg zum Großen Inventar, das dann durch Eduard Paulus dem Jüngeren in Angriff genommen wurde, der 1873 die Nachfolge Haßlers antrat.

Paulus spielt für Gmünd eine ganz wichtige Rolle. Er steht in der Tradition und im Sold der Oberamtsbeschreibungen, die bereits 1820 durch Professor Memminger in Gang gesetzt worden waren. Das Oberamt Gmünd erscheint allerdings genau 50 Jahre später, auf erstaunlich breiter Grundlage, mit vielen neuen Erkenntnissen und bis heute als wichtige Quelle nutzbar. Verfasser des kunsthistorischen Teils ist Eduard Paulus d. J., der als Assistent seines Vaters bei der Landesbeschreibung dafür verantwortlich zeichnete.

Ein neuer und in dieser Konsequenz noch nicht getaner Schritt erfolgte ab 1912 mit der Anfertigung des Landesverzeichnisses der Baudenkmale in Württemberg, des sog. Denkmalbuches. Aufgrund der Landesbauordnung von 1910 war verfügt worden, daß die erhaltenswerten Baudenkmale zu verzeichnen und den Gemeinden mitzuteilen seien. So heißt es dann für Gmünd ganz lapidar: „Dominikanerkloster mit ehem. Kirche, Geb.(äude) Nr. 3 Kasernenplatz (früher Kaserne, jetzt Wohngebäude), Besitzer Stadtgemeinde“, Eintragungsdatum (fehlt?). Kein Wort zur Bauzeit, zu den Künstlern, zur Wertigkeit oder zur Bedeutung. Es geht allein um die eindeutige Objektbezeichnung und damit die Unterschutzstellung nach der Landesbauordnung. Dafür reichte der Text völlig aus, da man sich des Denkmalcharakters sicher war.

Parallel dazu waren vielfach örtliche Erhebungen vorausgegangen und gleichzeitig erfolgt, die eine viel reichere Ernte erbrachten als ins Denkmalbuch eingetragen werden konnte oder durfte. So gibt es für Gmünd eine 1914 in der Rems-Zeitung veröffentlichte Zusammenstellung „Bemerkenswerte Zeugen aus

Gmünds Vergangenheit“, in der nur mit Adresse und Kurzbezeichnung eine fast vollständige Bestandserfassung bis zum Gassenspiegel, Treppengeländer, Täferwerk usw. aufscheint. Verfasser ist der am Ort wohlbekannte Professor Walter Klein „unter Mitwirkung des Bezirksausschusses für Natur- und Heimatschutz in Gmünd“. Der Prediger wird unter den ehemaligen Klöstern ganz lapidar angeführt: „Dominikanerkloster (Kaserne), gegründet 1284“. Das ist also die eine Richtung mit dem Verzeichnis im Überblick, ganz knapp und nur zum Verwaltungsinstrument geeignet. Die andere Richtung war mit dem sogenannten Großen Inventar eingeschlagen worden, als 1889 der erste Württemberg-Band, Neckarkreis, von Eduard Paulus d.J. erschien und bis 1907 der Jagstkreis.

Gmünd war mit der 29. und 30. Lieferung 1904 an der Reihe. Autor war der Nachfolger Paulus' Eugen Gradmann, der mit neuer Arbeitsmethode, nämlich einer historisch-kritischen, das Inventar auf eine bessere Grundlage stellte. Leider mußte das unhandliche Atlaswerk mitgeschleppt werden, so daß die zugehörigen Abbildungen auf den Textband und zwei Atlasbände (unpaginiert!) verteilt blieben.

Das Dominikanerkloster wird auf fast einer Seite mit trefflichen Sätzen abgehandelt. Daten zur Gründung und Bauzeit, Architektennamen und Maler, Anmerkungen zum gotischen Kern- und barocken Umbau, Nennung der Architekturzeichnungen Kellers und der Altarblatt-Entwürfe Guibals, Baubeschreibung in einem Satz und schließlich der Verweis auf das Deckengemälde mit der bekann-

ten Übertreibung, immerhin in „Soll“-Form offengelassen, zuletzt der Hinweis auf das Treppenhaus mit dem Michael-Teufelsturz-Fresko. Insgesamt eine für damalige Zeit respektable Würdigung eines profanierten Klosters und präzise Vermittlung. Gradmann war damals (und das ist bis heute gleichgeblieben) auf die Mitarbeit von Architekten und Ortskennern angewiesen. So bedankt er sich beim Architekten Karl Mayer, von dem die Münsterpläne stammen, bei Rektor Dr. Klaus und Kaplan Weser für einzelne Mitteilungen, beide als Gmünd-Kenner bekannt, und bei der Direktion des Gewerbemuseums für Überlassung von Bildern aus der Julius Erhardschen Sammlung.

### Das neue Inventar

Das Inventar-Schreiben ist nicht stehengeblieben und hat sich in den letzten Jahrzehnten weiterentwickelt. So wird sich das neue Inventar an erprobte Einteilung wie Baugeschichte – Baubeschreibung – Ausstattung halten, aber in Maßen auch neue Wege zu gehen haben. Zur ausführlicheren Baugeschichte kommt ein eigenes Kapitel Veränderungs- und Sanierungsgeschichte des 19./20. Jahrhunderts. Die dramatische Rettungsgeschichte bis zum Erhaltungsbeschluß 1965 und Sanierungsbeginn 1969 ist zumindest anzudeuten, wenn noch 1960 das Kaufhaus Merkur auf Erwerb und Abriß optiert oder statt der Sanierung ein mehrgeschossiger Gewerbeneubau, ironisch „Tiefkühlgaragenmarkthallenkonzerthausgebäude mit Hubschrauberlandeplatz auf dem Flachdach“ im Gemeinderat gefordert wird. Während die Vorschläge, eine Markthalle,



■ 2 Der Prediger in Gmünd, Hof-Südfassade Februar 1970. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtmessungsamt.)





■ 3 Der Prediger-Innenhof im Zustand nach dem Umbau, Blickrichtung wie Abb. 2.

eine Hochgarage oder das Technische Rathaus anstelle des Predigers zu errichten, nicht ernsthaft weiter diskutiert werden, zeugt der Vorschlag des Architekten Egon Eiermann, eine Totalauskernung unter Erhalt der Fassaden für Merkur vorzunehmen, schon von einer realistischen Einschätzung der Gmünder Gemütslage. Es bildet sich eine Initiative gegen Zerstörungsgelüste, die durch ein Gemisch von Ressentiments gegen das heruntergekommene Klostergebäude und durch Planungseuphorie Auftrieb bekommen hatten. Es bedurfte erheblicher Anstrengungen, um einen Umschwung herbeizuführen und auf das bereits 1950 in einem Wettbewerb erzielte Sanierungskonzept Wilhelm Tiedjes zurückzukommen. Freilich waren nun weitere Zugeständnisse an die „Moderne“ zu machen und an die vielen laut gewordenen Sonderwünsche. Aber darauf wird das Inventar nicht einzugehen haben, obgleich die Sanierung bereits Geschichte ist, und das Bauwerk nur durch deren Kenntnis ganz verständlich wird. Das damalige Raum- und Nutzungskonzept mit Überdachung des Innenhofs und der Freitreppe dort (Abb. 2 u. 3), den Saaleinbauten und vielen gestalterischen Details ist bis heute so schlüssig, daß zu Recht bei den jüngsten Veränderungswünschen auf strikte Erhaltung dieses Konzepts gedrungen wurde. So bliebe es ephemer,

wenn an das Erstaunen des leidenden Architekten erinnert würde, als sich beim Abbruch des barocken Dachwerks ein ausgezeichneter Erhaltungszustand zeigte. Oder an seine schriftlich fixierte Bemerkung, daß durch unzureichende Planunterlagen und verschleierte konstruktiven Sachverhalt ein hoher baulicher Aufwand mit Überschreitung des Kostenanschlages notwendig geworden sei; wie wahr, daß ein richtiges Aufmaß hätte Kosten sparen helfen!

Neu im künftigen Inventar wird sein ein aktueller Grundriß mit zwei Schnitten, einige Detailzeichnungen gotischer und barocker Fenster, dazu umfangreiches Photomaterial. Noch kaum registriert wurde z. B., daß im Kreuzgang der Bandelwerk-Stuck von Joch zu Joch wechselt und somit eine ganze Formenpalette dieser interessanten Stilstufe um 1725 vorgelegt werden kann. Oder daß an die verlorenen und verdeckten Stukkaturen in den Obergeschossen, daß an verstreute Ausstattung (Tabernakel nach Oberbettringen, Beichtstuhl nach Straßdorf) und abgegangene (die Altäre aus Stuck sind als endgültig zerstört zu betrachten) erinnert werden muß. Oder an die Versetzungen von Baudetails während des Umbaus. Auch über den Verlust des Deckengemäldes weiß man jetzt mehr: Bereits 1856 haben vier neue Kamine die Decke durchstoßen, 1873 bei Um-





■ 4 Prediger Refektorium, Zustand heute mit 1972 neu erfundener Harfenistin.

■ 5 Originale Stuckteile im Refektorium, Westmauer, 1970. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtmessungsamt.)

schichte überschlagen, sondern wird immer das eine wie das andere zu bedenken haben: Hier das Denkmal mit seiner Aussage über die Zeiten hinweg, dort Weg- und Dazugetanes, Auswechslung und Reparatur, Um- und Fortbau. Dabei ist nicht zu verdenken, daß aus bauhistorischen und archäologischen Gründen zuerst nach der Anfangsgestalt des Denkmals gefragt wird. Dieses Ersterzeugnis ist materiegebunden, das Original in Reinform. Wir sprechen von der Substanz, die das Denkmal prägt, ihm seinen Namen verleiht und bereits materiell seinen Gehalt vermittelt. Diese Substanz hat das Inventar zu beschreiben und notfalls zu quantifizieren, sie von den nachträglichen Zusätzen, auch (nur andere) „Substanzen“, abzuheben. Denn nur dieses prägende Material kann als Zeitzeugnis ernstgenommen werden, spricht für seine Entstehungszeit als reine Quelle. Natürlich sind die späteren Zuschläge ebenso zeittreue Quellen, aber sie müssen als solche, d. h. jüngere und nachträgliche erkannt und festgehalten werden, ihr Anteil sollte jederzeit und deutlich sichtbar sein.

An einem instruktiven Beispiel vom Prediger kann das erläutert werden. Das Refektorium im Erdgeschoß präsentiert sich seit seiner Renovierung als farbiger, reich stuckierter Raum, sparsam möbliert und als Gute Stube der Stadt deklariert und geschätzt (Abb. 4). Kein Wunder, daß man hier dem Zauber des barocken Klosters am ehesten auf der Spur zu sein meint, daß hier gerne Empfänge, Trauungen, Feiern und Tagungen im kleineren Kreis stattfinden. Unbefangene Besucher erstaunt vielleicht die Farbenpracht in Rot, Grün und Gold, erstaunt der Figurenreichtum und die leicht kitschigen Spiegel- und Lampeneffekte. Will er/sie sich näher mit dem Stuck befassen – wozu allerdings selten jemand Zeit hat –, wird er/sie nach der Bedeutung der Stuckfiguren fragen. Erkundigungen bei Kennern Gmünds werden mit einem verlegenen Achselzucken beantwortet oder mit dem allgemeinen Hinweis auf den Phantasie-reichtum des Barocks. Dabei ist bei einem Dominikaner-Refektorium gewiß alles andere als wildschweifende Phantasie zu erwarten.

Phantasievoll verfuhr in den 70er Jah-



wandlung des Kirchenstalls zum Speisesaal wiederum zwei. Noch 1847 sei die Hälfte des Deckenbildes erhalten gewesen und 1895 ist vom Übertünchen der Wand- und Plafondmalerei erst wenige Jahre zuvor die Rede. Aber da war es wohl bereits zu spät, um den Rest zu retten.

### Zum Substanzverständnis

Wenn das Inventar Bau- und Veränderungsgeschichte zu schreiben hat, darf es nicht so tun, als ob das Denkmal ein unverändertes statisches Gebilde sei. Es darf sich aber auch nicht in einer förmlichen Mutationsge-





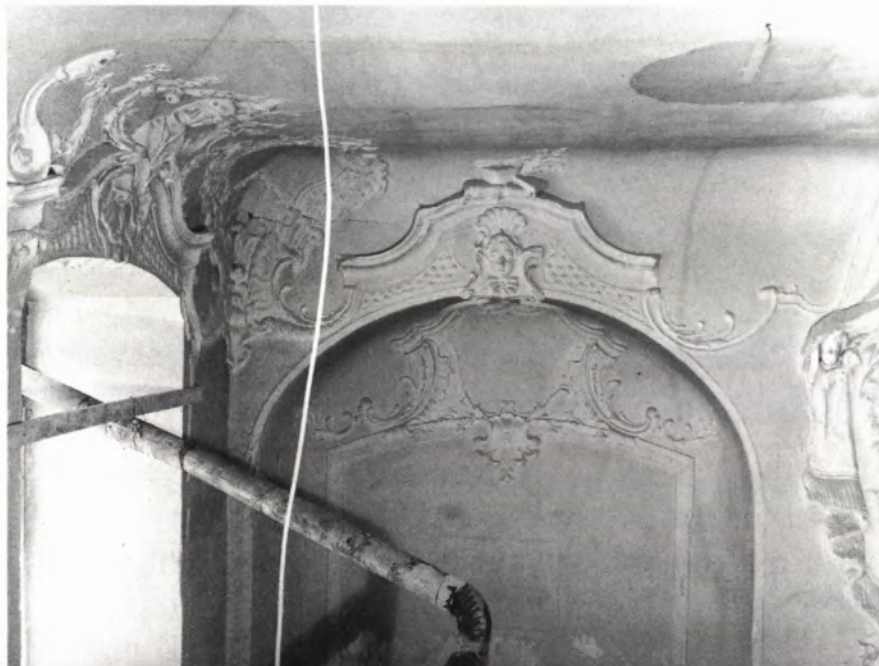
■ 6 Prediger Refektorium, Zustand heute mit 1972 neu erfundenem Engel und originalen Emblemen (Buch, Birett).

■ 7 Originale Stuckteile im Refektorium, Südmauer, 1970. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtmessungsamt.)

Ganzfiguren völlig frei plaziert auf Gsimmsstücke gesetzt wurden. Oder die Engel vom Restaurator zum Vorhanghalten und Flächeffüllen gebraucht und entsprechend erfunden wurden (Abb. 6, 7).

Anders nur die vier Embleme der Schmalseiten über Tür und Fensteröffnungen. Sie waren bereits von Anfang an da als Hinweis auf die vier geistlichen Würdestufen und vielleicht als Anspielung auf die vier Kirchenväter: Tiara und Petersschlüssel (Papst Gregor d. Gr.), Kardinalshut (hl. Hieronymus), Bischofsmitra und -stab (hl. Ambrosius), Birett und Buch (hl. Augustinus als Prediger und Priesterordensgründer).

Die noch vorhandenen barocken Stuckreste wurden also 1972 durch Zutat und Färbelung gefälscht, ohne daß dies deutlich gemacht worden wäre. Die originale Substanz wurde in gutgemeintem Ergänzen und vermeintlich richtigem Weiterstricken entscheidend beeinträchtigt, das geistliche Programm, die historische Aussage bis zur Unkenntlichkeit verformt. Es wird einmal erheblicher Anstrengungen bedürfen, um von einem Stuckspezialisten und Emblematischer aus den barocken Resten den ursprünglichen Sachverhalt aufdecken zu lassen und so dem Original wieder zu seinem Recht zu verhelfen. Bis dahin hat man sich im Refektorium des Predigers mit einer Stuck-Collage der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts abzufinden. Schade ist nur, daß dem unvorbereiteten Besucher ein echter Barock vorgegaukelt wird, den es so nicht gegeben hat und der zu falschen Mutmaßungen führt. Aber das hat schon wieder mit dem letzten Punkt zu tun, mit der Wahrhaftigkeit. Hier wie dort hat die Inventarisierung als Sachwalterin von historischer Substanz um Aufklärung bemüht zu sein und zumindest aufmerksam zu machen, vorzuwarnen.



ren nur der Restaurator. Wir sehen da merkwürdige Figuren, so einen Indianer, der einen folkloristischen Schild trägt, oder einen „Neger“. Ganz klar, die vier Erdteile. Aber wo finden sich die anderen zwei? – Nirgends. Eine Harfenistin (Abb. 4) und ein Flötist ergeben zwar schon ein kleines Orchester, aber nicht die bei einem Musikanten zu erwartenden Sieben Kün-

ste. Vorhangdraperien und starre Engel in Vollfigur (Abb. 6) stellen weitere Höhepunkte dar. Das alles ist frei erfunden oder falsch rekonstruiert aufgrund unzulänglich gedeuteter Stuckreste. Man kann dies in etwa verfolgen aufgrund einer Photoserie vor der Renovierung, wenn sich z. B. die Harfe als ein kleines Stück Netzwerk herausstellt (Abb. 5). Oder die

## Zur Ortsbeständigkeit des Denkmals

Wesentlich für das Denkmal und seinen Charakter ist der Ort, für den und auf dem es geschaffen wurde. Es hängt zutiefst mit dem Uralt-Verständnis des Denkmals, des Mals zusammen, daß es den (heiligen) Ort be-





■ 8 Der Prediger in Gmünd, Westfassade mit Portal an originaler Stelle, 1967. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtmessungsamt.)

zeichnet. Und nur an diesem Ort hat das Denkmal Sinn, erfüllt es seine Aufgabe. Das Versetzen und Transferieren von Denkmalen wird seit langer Zeit geübt, häufig als Alibi für seine Rettung verwendet und technisch ins Brillante verfeinert. Wie falsch und denkmal-fremd dies ist, kann wiederum an einem Ausschnitt der Prediger-Umbaugeschichte gezeigt werden.

Die Klosterkirche an der Bocksgasse besaß auch noch im säkularisierten Zustand durch viele Jahrzehnte ihre beiden Kirchenportale, je eines etwa mittig an West- und Südfassade, durch Pilaster bzw. Säulen ausgezeichnet. Waren die Türen auch nicht mehr durchlässig, sondern ganz oder mit Fenstern zugesetzt, hatte man die Portale immerhin noch geschont. Schließlich wurde das Südportal, durch Verwitterung arg beschädigt und den Verkehr in der Bocksgasse behindernd, mit seinen Säulen 1959 amputiert. Nur die Pilaster-Rücklagen waren vorhanden, bis auch sie der Renovierung von 1969 weichen mußten.

Anders das Westportal (Abb. 8 u. 9): Hier war genügend Platz, das Portal war leidlich gut erhalten und störte niemand. Oder doch? Aus ästhetischen und gestalterischen Gründen glaubte man, den neuen Haupteingang zum Prediger an der Ostseite besonders aufwerten zu müssen. Was lag näher, als der „Denkmalpflege“ ein Zugeständnis zu machen und das Portal von der Kirchen-Westfassade an die Kloster-Ostfassade zu transferieren. Daß es bei dem gutgemeinten Akt schiefling und heute eine mehr oder weniger genaue Kopie den Eingang markiert, spielt schon fast keine Rolle mehr (Abb. 10).

Was wurde hier überhaupt nicht oder nur wenig bedacht? Die Westfassade der Kirche war und ist für fast alle Gmünder Kirchen Haupteingangsseite. Nur die Augustinerkirche verweigert sich dieser Normalität, weil sie dort unmittelbar an der staufischen Stadtmauer zu liegen kam. Die Westeingänge waren trotz unpraktischer Lage – das Zugangs- und Verkehrsgeschehen spielte sich für die Johanneskirche, St. Veit, Heiligkreuz-



■ 9 Der Prediger in Gmünd, Westportal zur ehem. Klosterkirche, 1964. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtarchiv, Fotosammlung.)



■ 10 Der Prediger in Gmünd, Haupteingang an der Ostfassade, nach mißlungener Translozierung Kopie des ehem. Kirchen-Westportals, 1994.

Kirche und den Prediger im Osten ab – wesentliche Konstanten. Sie transportierten Erinnerungen an uralte Prozessionswege, auch von Lorch her, und sie schufen die nötige Distanz, um den Weg der Vorbereitung zu Chor und Altarraum, also zum Sanktissimum, zu ermöglichen.

Beim Prediger wurde durch das Translozieren die Erinnerung an Pforte und Weg gelöscht. Ebenso ein Stück Sakralarchitektur, das die Erinnerung an einen Kirchenbau hätte mit wachhalten können. Die formale Preisgabe der Westfassade, die noch ca. 160 Jahre nach der Profanierung unverändert war, ging Hand in Hand mit Schaufenster- und Fußgänger-Passageneinbau. Letzteres ist bereits 20 Jahre später schon wieder Makulatur, ohne daß die alte Lösung wiederhergestellt werden könnte. So stellt sich im Nachhinein eine sicher gutgemeinte Versetzungsmaßnahme als Mißgriff und Löschen von Erinnerung heraus. Gerade das sollte aber das Denkmal selbst und seine Teile verhindern.

All das geschah vor 20, 25 Jahren. Im übrigen sei, nicht um das vorher Gesagte abzuschwächen, sondern die Zeitakzente zurechtzurücken, nochmals daran erinnert, daß vor 35 Jahren Abbruch oder Totalauskernung diskutiert wurden.

### Zur Wahrhaftigkeit

Jede denkmalpflegerische Arbeit ist an Glaubwürdigkeit gebunden. Das heißt, jede Maßnahme und ihr vorausgehend alle Überlegungen sind der Wahrheit verpflichtet. Das betrifft sachliche Kenntnisse wie Argumentation, die Methodengrundlage wie den wissenschaftlichen Stand, die korrekte Umsetzung in die Praxis wie die begleitende Diskussion. Nicht allzu selten wird auch in der Denkmalpflege vorzeitig ein Kompromiß angestrebt, werden Grundsätze geopfert oder unter den Tisch gekehrt, vertrauend auf ein allgemeines Kurzzeitgedächtnis. Ganz grundsätzlich sollte die Denkmalpflege der Wahrheit der Quellen und den historischen Disziplinen verpflichtet ihren Erhaltungsauftrag erfüllen. Dabei ist es gewiß ehrenhafter, die eine oder andere Niederlage einzustecken, als ständig unter der Kopisten- und Rekonstruktions-Fahne falsche Siege zu verkünden.



Von einer frühen Niederlage ist auch beim Prediger zu berichten. Es geht um den wertvollsten Ausstattungsteil der Kirche, das Deckenfresko, das in einem jahrzehntelangen Schwundprozeß abgegangen ist. Bei der Klärung der Tradition zu dieser seinerzeit berühmten Malerei von Johann Anwander gibt es Berichtigungen, die den Verlust nicht wieder gutmachen, ihn aber in seiner wahren Dimension umschreiben und das Verlorene zur Warnung präsent halten können. So muß die Inventarisierung in einer schnellerlebigen Zeit ihrer Memorialpflicht genügen, sollte Vollständigkeit anstreben und zur Nachdenklichkeit, auch zur Trauer anregen, somit auch noch post festum der Wahrheit dienen.

Die heutige Decke in der Kirche stammt von 1969/70. Die vorangehende war noch die barocke, die damals ohne Befunduntersuchung entfernt wurde. Es ist anzunehmen, daß vom Deckengemälde wie allgemein berichtet nicht mehr viel vorhanden war, obgleich nicht nur vom Abfallen, sondern auch vom Übertünchen (1895) die Rede ist. Aber gehen wir vom Totalverlust bereits im späten 19. Jahrhundert aus, so stellt sich die Frage, was kurz zuvor noch sichtbar war. Immerhin sind es noch eineinhalb Szenen von vieren, die der Gmünder Maler Carl Tiefenbronn in einer recht biederen Kopie, jedoch glaubwürdig 1862 überliefert hat (Abb. 11). Danach war dargestellt,





■ 11 Sehr freie Wiedergabe des Rest-Dekengemäldes, ehemals im Kirchenschiff des Predigers, 1862 von Carl Tiefenbronn. Aquarell der Julius-Erhardschen-Bildersammlung im Museum für Natur und Stadtkultur Schwäbisch Gmünd.

wie der hl. Dominikus vor dem Kreuz bei der Bücher-Verbrennungsprobe die Albigenser überwindet. Von den anderen Szenen wissen wir durch die Entwurfszeichnung Anwanders in der Graphischen Sammlung München (Abb. 12), nämlich von der Erweckungsszene des Neffen Kardinals Stefan Orsinis, der Marienverehrung an der Schmalseite und an der anderen das Gebet des hl. Dominikus für die spanische Reconquista gegen die Mauren, bei der seine ausdauernde, alttestamentarisch wirkende Gebetshaltung den Sieg über die Feinde davontrug.

Nun geistert seit der frühesten Nennung des Gemäldes die sagenhafte Figurenzahl von ca. 1200 durch die Literatur. Bereits 1847 berichtet Franz Xaver Fernbach in einem Reisebericht, daß es für eines der großartigsten in jener Zeit geschaffenen Werke in Deutschland gehalten werden darf. Der Bericht erschien so eindrucksvoll und glaubwürdig, daß er 1850 in das Conversationslexikon für bildende Kunst, herausgegeben von Friedrich Faber, fast wörtlich übernommen wurde und seitdem nicht mehr widerlegbar war. So wird um 1950 daraus „das größte Deckengemälde Europas“, bis man endlich 1973 auf eine realistischere Zahl von ca. 60 Figuren hinweist.

Bereits 1837 war das Plafond-Gemälde der Kirche gelobt und die Kirche selbst als „großartig im 18ten Jahrhundert neu hergestellt“ bezeichnet worden. „Die schönen Freskoge-mälde in der Kirche und die sonstigen Dekorationen der Altäre p.p. ha-

ben sie, der neuen Baukunst wegen, merkwürdig gemacht“. Allerdings seien sie bereits „ganz ruinos und meistens zerstört“. Damit sind wir wieder bei unserem Ausgangspunkt angelangt, der ersten inventarisatorischen Mitteilung durch Fragebogen. Daß sie für eine sonst dem Zopf-Verdikt anheimgefallene Zeit positiv ausfällt, daß unabhängig von Stil-Vorlieben hier Wert und Schönheit erkannt und richtig bewertet werden, ja, daß der Kirche überhaupt das Prädikat „merkwürdig“, d. h. beachtenswert zuerkannt wird, ist schon erstaunlich. Daß sich dann um das Deckengemälde Märchen ranken, mag einerseits seiner hohen Qualität, andererseits seiner fragmentarischen Erhaltung zuzuschreiben sein. Um dies mit einem abgelegeneren Text zu erläutern und zugleich etwas von der heiter-wahren Kunstgeschichtsschreibung um 1850 mitzuteilen, sei abschließend der Abschnitt im zitierten Conversations-Lexikon angeführt:

„Die schöne Kirche des 1284 gestifteten Dominikanerklosters ist Pferrdestall, das Kloster selbst Artilleriekaserne geworden. In dem nunmehrigen Pferrdetempel macht sich ein kolossales (etwa 80 Fuss langes) Deckenfresko bemerklich, welches Johann Anwander 1764 ausgeführt hat. Dies Gemälde ist sehr reich und mannichfaltig in seiner Komposition und mag ursprünglich über 1200 Figuren enthalten haben. Der historische Zusammenhang, das Hervor- und Zurücktretten der Gruppen und einzelnen Figuren, die optische Wirkung im Allgemeinen ist so glücklich, dass dies Fresko wol für eins der grossartig-





■ 12 Entwurf zum ehem. Deckengemälde des Kirchenschiffs im Prediger von Johann Anwander, Staatliche Graphische Sammlung München, Grundlage für die Zerstörung der Legende von den 1200 Figuren und dem größten Deckengemälde Europas. (Foto: Stadt Schwäbisch Gmünd, Stadtarchiv, Fotosammlung.)

teten Informationen unverzichtbar, auch wenn im Inventar nur knapp darauf verwiesen werden und dem interessierten Leser zugemutet werden kann, sich selbst weiter auf Spurensuche zu begeben.

**Dr. Richard Strobel**  
LDA · Inventarisierung  
Mörkestraße 12  
70178 Stuttgart

sten Werke gehalten werden darf, welche Deutschland im 18. Jahrh. hervorzubringen vermocht hat. Die Farben sind an demselben noch überraschend lebendig und schön, die Schatten so tief und kräftig, die Fleischtinten so zart und verschieden, wie man sie in Fresko kaum erwarten möchte. Der kompositionelle und figürliche Charakter ist freilich dem vertrakteten Jahrhundert entsprechend, wird aber gern über der Schönheit der Farben, über der vorzüglichen Behandlungsweise des Ganzen vergessen. Gegen vierzig Jahre bereits haben Pferde und Pferdedünger ihre Ausdünstungen zur Decke geopfert, und trotz alledem sind die Farben noch sehr schön und rein. Zum Verwundern ist selbst der angebrachte Zinnober wie neu erhal-

ten. Wie dauerhaft hier die Freskotechnik ist, bezeugt der Mörtel, worauf die Farben stehen; dieser ermorscht durch die langjährigen starken Dünste von Vieh und Mist, so dass er Stück für Stück von der Decke sich löst, während doch alles Abgelöste noch die Farben wie frisch trägt. Die Hälfte dieses schönen Gemäldes ist auf solche Weise schon abgefallen“. Es folgt noch Künstlersignatur und Datierung.

Eine bessere Schilderung und Pointierung der Situation könnte man sich kaum denken – auch ein Stück Wahrheitsfindung trotz des fortgeschriebenen Irrtums mit der Figurenzahl und der Verlustmeldung. Als Begleitarbeit zur Inventarisierung und als Hintergrundwissen sind diese fast verschüt-



# Neue Aspekte zur Villinginger Stadtbefestigung

Bertram Jenisch



■ 1 Die Wehranlagen und Klöster der Stadt Villingen. Ausschnitt aus einer Federzeichnung Ende 17. Jahrhundert (Privatbesitz).

Die Reste der Befestigungsanlage Villingens stellen noch heute das beeindruckendste profane Bauwerk des Mittelalters in der Stadt dar. Neben dem Schutz, den die Stadtbefestigung den Bewohnern Villingens gewährte, hatte sie im Mittelalter vor allem eine rechtliche Bedeutung. Die Stadtmauer ist für Historiker ein eindeutiges Kriterium der Stadt, die sie von einer ländlichen Siedlung unterscheidet. Sie schied den bevorrechteten Siedlungsraum und Marktort im Brigachbogen vom Umland ab. Die Funktion als Grenze von Rechtsbereichen wird an einer Begebenheit aus dem Jahre 1315 deutlich. Über einen Streit um Grundbesitz auf der Villingener Gemarkung mußte Graf Egon von Fürstenberg in der doppelten Funktion als Villingener Stadtherr und Landgraf der Baar zu Gericht sitzen. Die Schwierigkeit, die sich daraus ergab, löste er, indem er sein Landgericht „auf dem Graben in Villingen“, also auf der Grenze des eximierten Stadtbezirkes, abhielt.

Bislang herrscht noch weitgehende Unkenntnis über das Alter der Wehranlage, da den wenigen Schriftquellen, die bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zur Stadtgeschichte vorliegen, keine Hinweise auf einen Mauerbau zu entnehmen sind. Die Urkunden enthalten wie bei den meisten anderen Städten kaum Angaben, die über

die Ortsnennung und handelnde Personen hinausgehen. Seit dem 16. und 17. Jahrhundert gibt es Bildquellen, die die Stadtbefestigung Villingens darstellen. Sie zeigen die mit einem doppelten System von Mauer und Graben umgebene Stadt, die durch vier Tortürme zugänglich war. An der Inneren und Äußeren Mauer sind zahlreiche Türme und Bastionen angebaut (Abb. 1). Der in dieser Weise überlieferte Zustand der Stadtbefestigung ist das Ergebnis verschiedener Ausbauten, die es mit archäologischen und bauhistorischen Methoden aufzuschlüsseln gilt. In Villingen kann dies auf der Grundlage eines reichen Bestandes von Schriftquellen und zahlreicher archäologischer Aufschlüsse, die seit 1943 dokumentiert wurden, erfolgen.

Die lokale Geschichtsforschung ging bisher davon aus, daß ein teilweiser Erlaß der von der Stadt zu zahlenden Steuer im Reichssteuerverzeichnis von 1241 als Fördermaßnahme für den ersten Mauerbau zu werten ist. Der staufische Schultheiß Schenk Konrat von Winterstetten hätte demnach den Bau der Befestigung während der kurzen Zeit Villingens als Reichsstadt initiiert. Da die legendäre Gründung der Stadt jedoch für das Jahr 1119 überliefert war, und man sich eine unbefestigte Stadt nicht vorstellen konnte, schloß man, daß es



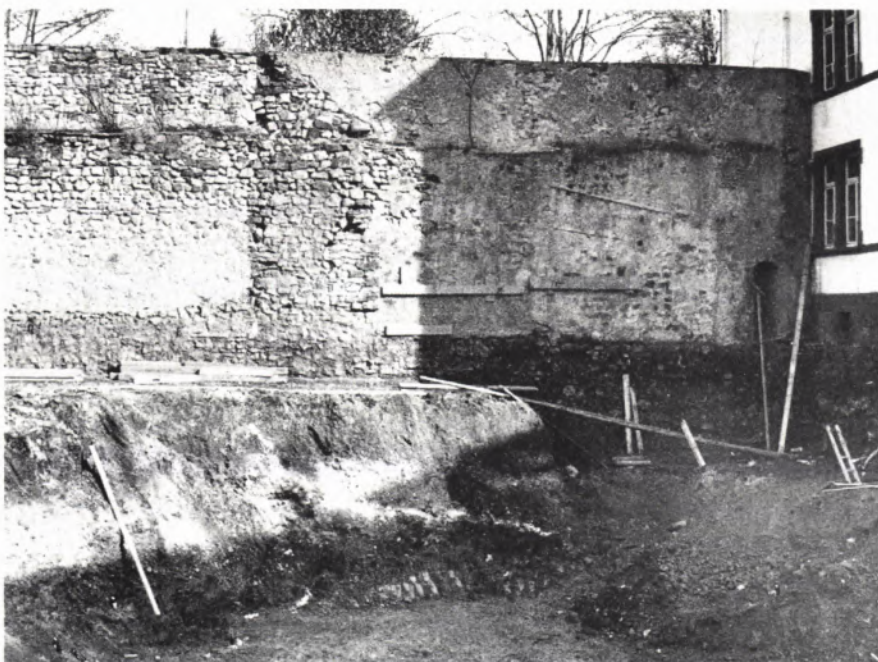
eine ältere Befestigung aus Holz und Erde gegeben habe. Diese Schlußfolgerung ist nicht zwingend, da bedeutende mittelalterliche Städte, wie etwa Zürich und Konstanz, erst im 13. Jahrhundert, also lange Zeit nach der Stadtwerdung, befestigt wurden. Diese zeitliche Diskrepanz kann sicher nur teilweise durch den oft noch mangelnden Forschungsstand erklärt werden. Obwohl der Mauerbau durch archäologische Untersuchungen, etwa in Schaffhausen, häufig erheblich vor eine erste schriftliche Erwähnung datiert werden konnte, scheint es auch Städte zu geben, die in ihrer Frühzeit nicht befestigt waren. Die archäologischen Aufschlüsse in den fraglichen Bereichen des Stadtgebietes von Villingen belegen, daß es eine Befestigung mit Wall und Graben vor der Errichtung der bestehenden Stadtmauer in Villingen mit großer Wahrscheinlichkeit nicht gegeben hat.

Das älteste nachweisbare Element der Stadtbefestigung ist die Innere Mauer, die eine Fläche von 23,5 ha umschloß. Da keine schriftlichen Belege zum Mauerbau vorliegen, kommen wir einer Datierung nur durch verschiedene archäologische Aufschlüsse näher. An der Gerberstraße 53–57 wurde um 1169 ein erstes Gebäude errichtet. Es war auf die nördlich davon verlaufende Ankergasse, einen Verbindungsweg zur „Villinger Altstadt“ mit der Pfarrkirche, ausgerichtet. In der zweiten faßbaren Siedlungsphase, nach 1210, wurde der Fachwerkbau abgebrochen und ein in Stein errichtetes Wohnhaus unmittelbar an der Gerberstraße orientiert. Der Grund dafür ist vermutlich der

Bau der Stadtmauer, die die ursprünglich wichtigere Wegeverbindung gekappt hat und in Teilbereichen eine Neustrukturierung des Straßensystems erforderte. Diese Beobachtung deckt sich mit der Verlegung von Gewerbeanlagen aus dem südlichen Bereich der Stadt. Sie wurden gegen Ende des 12. Jahrhunderts auf einem Gelände außerhalb des späteren Mauerberings angesiedelt. Ein weiterer Hinweis auf das Alter der Inneren Mauer sind die Funde im Inneren Stadtgraben, die nicht vor das 13. Jahrhundert datiert werden können. Der Beginn des Mauerbaus läßt sich in die Zeit um 1200 eingrenzen, reicht also noch in die Zeit der zähringischen Stadtherrschaft zurück.

Die Befunde der Ausgrabungen an der Kanzleigasse und am Niederen Tor belegen, daß die Innere Stadtmauer auf Geländehöhe etwa 1,5 bis 2 m mächtig ist und ohne Fundament auf der Grabensohle aufsitzt. Die grabenseitige Schauseite war aus sorgsam behauenen, großformatigen Sandsteinquadern lagig gesetzt. Die unteren Partien waren offenbar im Gegensatz zu den über das Laufniveau aufragenden Teilen nicht verputzt. In den Bereichen, wo die Innenmauer besonders hoch erhalten ist, kann man einen Absatz beobachten, der auf einen bis in das 18. Jahrhundert mit einer Holzlaube gedeckten Wehrgang hinweist (Abb. 2).

Der Raum hinter der Mauer ist durch abgelagertes Material des Grabenausbaus etwas erhöht. Dieser unbebaute Geländestreifen, dessen größter Teil noch heute in städtischem Besitz ist und sich im Katasterplan ab-



■ 2 Villingen, Bäregasse, 1972. Innere Stadtmauer mit Absatz im Bereich des Wehrgangs.



zeichnet, hielt den Zugang zur Mauer für die Verteidiger offen. Offenbar hatte er eine ähnliche Funktion wie der in Basel und jüngst in Freiburg entdeckte erhöhte „Rondenweg“ hinter der Stadtmauer.

Der vorgelagerte Sohlgraben war nur 2,5 m tief, aber etwa 15 m breit und wurde am Rand durch eine einschalig gegen die Grabenkante gesetzte Mauer abgestützt (Abb. 3). Dieser Befund spiegelt den Zustand der Erweiterung der Befestigungsanlage im 15. Jahrhundert wider, ob dies der ursprünglichen Grabenbreite entspricht, muß offenbleiben. Der Graben war entgegen früherer Annahmen trocken. Lediglich im südlichen Bereich war in seiner Mitte eine von Buntsandsteinquadern eingefasste, offene Wasserrinne angelegt worden, die das Wasser der Stadtbäche zur 1436 erstmals erwähnten Niedergrabenmühle leitete. Die Zugänge zur Stadt waren über Holzbrücken, die den Graben überspannten, zu erreichen.

Die Innere Stadtmauer Villingens scheint aus einem Guß zu sein und zeigt keine Ausbauphasen. Sie wurde offenbar mit zentraler Planung in einem Zug errichtet. Es ist hier am Platze, sich die immensen Ausmaße dieser städtischen Großbaustelle des Mittelalters zu vergegenwärtigen. Die außen 1899 m lange Innere Stadtmauer erreichte von der Grabensohle gemessen eine Höhe von ca. 10 m und war etwa 1,7 m mächtig. Das Volumen der darin verbauten Steine und des Mörtels beträgt ca. 32000 m<sup>3</sup>. Der Graben ist 15 m breit und 2,5 m tief, der Aushub hat demnach ein Volumen von 71 250 m<sup>3</sup>. Die großen Kieswak-

ken wurden in der Stadtmauer verbaut, große Teile des Feinkieses wurden, wie erwähnt, stadtseitig angeschüttet und zeichnen sich noch heute als Bodenwelle ab.

Durch Rechenmodelle ist annäherungsweise zu ermitteln, wie lange die Villingen an diesem Unternehmen gearbeitet haben. Solche Berechnungen liegen vor allem zu Burgen vor, für sie ist mit einer durchschnittlichen Bauzeit von 4–6 Jahren zu rechnen. Nach Auskunft Villingen Bauunternehmer geht man heute davon aus, daß eine Person ohne maschinelle Hilfe den Erdaushub von 1 m<sup>3</sup> innerhalb von 2,5 Stunden bewältigt. Um 1 m<sup>3</sup> Bruchsteinmauerwerk aufzusetzen, benötigt ein Maurer etwa 6 Stunden. Bezieht man dies auf die Errichtung der Villingen Stadtbefestigung, würde bei einer Arbeitsleistung von effektiv 6 Stunden pro Tag und 220 Arbeitstagen pro Jahr eine Person 309 Jahre beschäftigt sein. Bei einem Einsatz von 50 Arbeitskräften würde sich die Bauzeit auf etwa 6 Jahre verringern, 100 Personen wären ca. 4 Jahre beschäftigt. Diese Berechnung läßt den nicht zu unterschätzenden Arbeitsaufwand für die Beschaffung und den Transport des Baumaterials ebenso außer Betracht wie durch äußere Einflüsse bedingte Unterbrechungen. Für die Errichtung der Inneren Ringmauer und den Aushub des Grabens der Villingen Stadtbefestigung kann man mit einer Bauzeit von 10–15 Jahren rechnen.

Erst später kam es zum Bau der vier Stadttore am Ende der sich kreuzenden Hauptstraßen. Aufgrund kunstgeschichtlicher Datierungen läßt sich



■ 3 Villingen, Commerzbank/Niedereres Tor, 1988. Stützmauer von Innerem Graben zur „Fülle“.





■ 4 Villingen, Oberes Tor.

Der älteste datierte Stadtzugang ist das Riettor, dessen Torbalken aus Eiche 1232/33 gefällt wurde. Archivalien belegen einen teilweisen Abruch des Tores 1533, eine Inschrift datiert eine umfangreiche bauliche Umgestaltung in das Jahr 1541. Dies spiegelt sich deutlich in der Bauefugeuntersuchung wider. Das Gebälk über dem 1. Obergeschoß wurde 1497/98 erneuert. Sämtliche untersuchten Hölzer oberhalb des Gebälks über dem 1. Obergeschoß – Gebälk, Dachwerk und Gerüsthölzer der stadtseitigen Vermauerung – weisen Fälldaten zwischen 1532 und 1540 auf.

Ein Bauholz über dem überwölbten Durchgang des Bickentors weist auf die Errichtung des Bauwerks um 1260 hin. Das Innengerüst und Dachwerk wurden vermutlich im 16. Jahrhundert völlig erneuert. Im 2. Obergeschoß befinden sich Reste einer hölzernen Gefängniszelle, deren Schwellholz die Jahreszahl 1541 trägt. Nach den Befunden am Riettor wurde die Blockstube offenbar dort ausgebaut.

Für das Obere Tor konnte aufgrund der nachhaltigen Umbauten kein Baudatum ermittelt werden. Die ältesten datierbaren Bauelemente stammen von einer stadtauswärts gerichteten Fensterlaibung im 1. Obergeschoß, die 1493/94 nachträglich eingebaut wurde. Im 2. Obergeschoß befindet sich wiederum eine als Arrestzelle genutzte Blockstube, von der zwei Ständer 1575/76 gefällt wurden. Das Holz für die Geschoßabzimmern und das Dachwerk wurde um 1650 geschlagen.

deren Bauzeit in die Jahre 1220–1250 eingrenzen, die erste schriftliche Erwähnung eines Tores erfolgte in einer Urkunde aus dem Jahr 1290. Das Obere Tor im Norden (Abb. 4), das Riettor im Westen und das Bickentor im Osten sind mit Veränderungen des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten, lediglich das Niedere Tor im Süden der Stadt wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts abgebrochen. Alle Tore sind in bezug auf die Stadtmauer etwa 5 bis 7 m zurückversetzt erbaut. Dies deutet auf eine ursprünglich anders organisierte Torsituation hin, vermutlich einfache Durchlässe mit Flügeltüren. Um eine Nutzung der Durchgänge während der Bauzeit zu gewährleisten, baute man die Tortürme, wie auch andernorts zu beobachten, etwa beim Freiburger Prediger, von der Mauerflucht zurückversetzt. Durch den späteren Mauer-

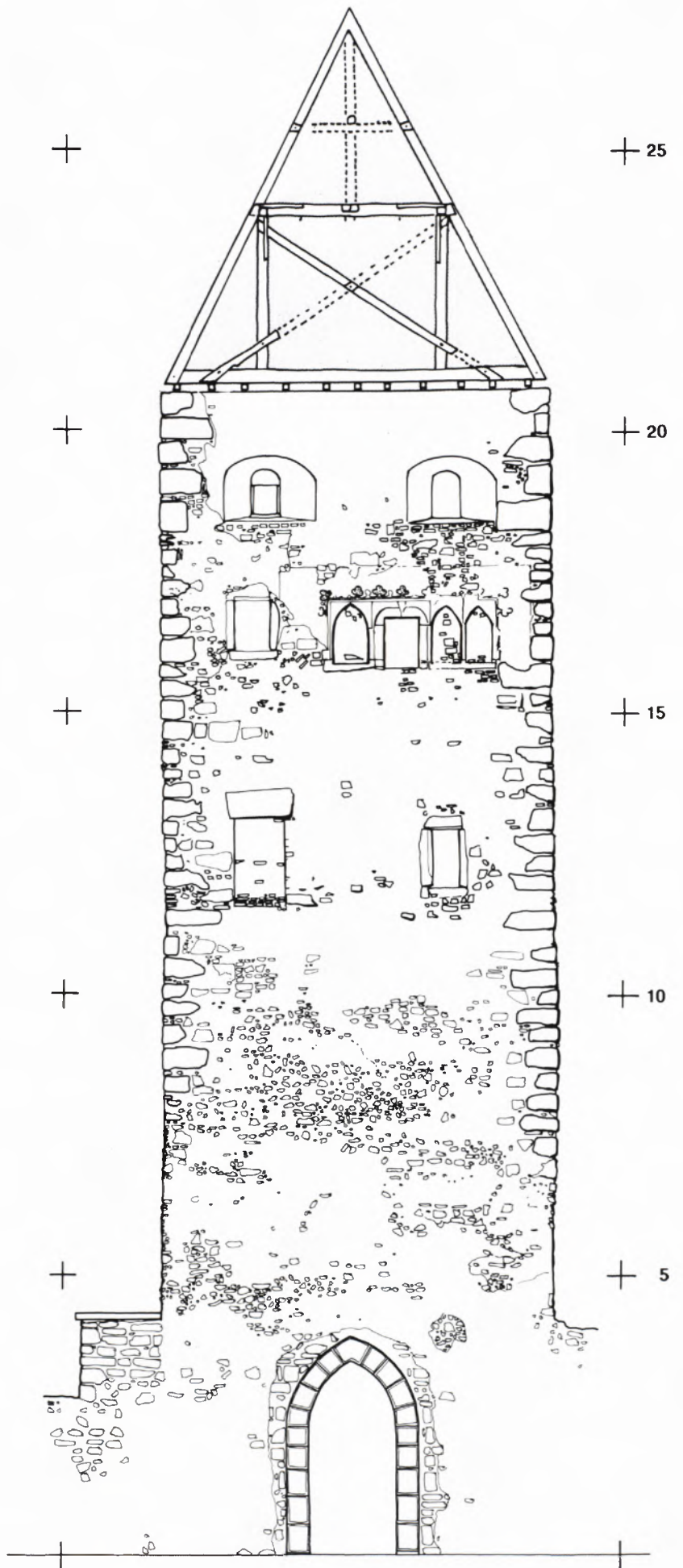
anschluß entstand eine Kammer vor dem Torturm. Die Torkammer ist also demnach keine chronologisch zu wertende, wehrtechnische Entwicklung, sondern durch den Bauablauf bedingt. Die auf diesem Wege erschlossene Errichtung der Tortürme konnte jüngst durch die von B. Lohrum durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen bestätigt werden.

Alle drei erhaltenen Türme gleichen sich trotz späterer Veränderungen sehr. Sie sind auf einem annähernd quadratischen Grundriß von 11 m Länge und 8,5 m Breite errichtet, unterscheiden sich jedoch in den Höhen. Das Obere Tor ist 22 m, das Riettor 20 m und das Bickentor 18 m hoch. Für das Niedere Tor ist keine Höhe überliefert.

Über das abgebrochene Niedere Tor können bauhistorisch keine Aussagen getroffen werden, sein Standort am Südende der Niederen Straße konnte jedoch 1988 bei Kanalarbeiten ermittelt und eingemessen werden. Die mächtigen Fundamente waren aus großen Buntsandsteinquadern gesetzt. Auch für dieses Tor ist in Schriftquellen eine grundlegende Umgestaltung überliefert, 1721 soll ein Neubau erfolgt sein.

Der Bau der Tortürme dauerte demnach mindestens von 1230 bis 1260. Es hat den Anschein, daß eine Bauhütte über den Zeitraum einer Generation ein Tor nach dem anderen erstellte. Mit ihrer Errichtung fand die erste Bauphase der Villingener Stadtbefestigung ihren Abschluß. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts sind weitere Ausbauten festzustellen.





■ 5 Villingen, Kaiserturm. Steingerechte Aufnahme der Ostseite. Aufnahme: Th. Keilhack u. B. Lohrum, Zeichnung: B. Jenisch, 1994.



Im Osten des Mauerberings wurde südlich des Bickentores 1372 der Kaiserturm errichtet. Auf einem Grundriß von 7×7 m erhebt sich der fünfgeschossige Turm 31 m hoch. Der Baukörper kann aufgrund einer steingerechten Aufnahme des teilweise vom Putz befreiten Mauerwerks und einer Bauefügeuntersuchung mittlerweile differenzierter betrachtet werden, als dies bislang möglich war. Vor allem in der der Stadt abgewandten Ostwand zeichnen sich die Baustrukturen deutlich ab (Abb. 5). Während die Ecken aus Quadern gesetzt waren, bestehen die Wände aus Bruchsteinmauerwerk. Die Quaderung setzt erst ab einer Höhe von etwa 7,5 m über der heutigen Geländeroberkante ein, darunter wird der Eckverband durch ein kleinteiliges, unregelmäßig ausgebrochenes Mauerwerk gebildet. Dies macht deutlich, daß der Turm auf der älteren Inneren Stadtmauer aufsitzt. Die Bauefüge zwischen Stadtmauer und dem Aufgehenden des Turmes wurde bei der steingerechten Aufnahme nicht vermerkt. Die unteren beiden Geschosse zeigen außer dem Tordurchbruch des späten 19. Jahrhunderts keine Maueröffnungen. Die Mauerstärke in der stadtauswärts gerichteten Ostwand beträgt ca. 1,15 m, während die anderen Wände nur eine Mächtigkeit von 0,8 m aufweisen. Erst im dritten Geschosß finden sich Öffnungen in der Fassade, es sind einfache rechteckige Fenster im ursprünglichen Verband. Im vierten Geschosß ist durch die Bauefügeuntersuchung eine ursprünglich mit einem Kachelofen ausgestattete Türmerstube erkennbar. Sie weist eine repräsentativ ausgestaltete, ursprünglich fünfteilige Fenstergalerie mit Spitzbogengewänden mit eingezogenem Dreipaß auf. Das seitlich umziehende Gesims ist mit einem Kreuzblumenfries verziert. Das mittlere und südlich anschließende Fenster ist ausgebrochen. Durch das Fenster ist ein Überblick über das Obere Brigachtal bis zur „Schwenninger

Steige“, der alten Wegeverbindung nach Osten, möglich.

Im obersten, fünften Geschosß befinden sich zwei gleichartige Schießluken, die Laibung öffnet sich um ca. 140° nach außen und ist mit einem Segmentbogen aus Ziegeln überwölbt. Die Fenstergewände sind innen mit einer Hohlkehle abgefast. An der Südseite findet sich eine vergleichbare Luke. Im Gegensatz zu den anderen Fenstern sind die Schießluken wohl im 16. Jahrhundert entstanden.

Der Kaiserturm ist durch eine Inschrift (Abb. 6) in das Jahr 1372 datiert. Das nicht unumstrittene Datum kann mittlerweile durch die Bauefügeuntersuchung klar bestätigt werden. Die Bauhölzer aus den Deckenbalken sämtlicher Geschosse und des Dachwerks erbrachten das einheitliche Schlagdatum 1370/71.

Die relativ lange Mauerstrecke zwischen Riettor und Niederem Tor wurde durch den Romäusturm verstärkt, der früher den Namen Michaelsturm trug. Das Untergeschosß des Bauwerks diente seit dem 16. Jahrhundert als Gefängnis, weshalb häufig auch die Bezeichnung Diebsturm in Schriftquellen begegnet. Der etwas über die Mauerflucht vorspringende Turm wurde auf einem quadratischen Grundriß von 10×10 m errichtet und erreicht die stattliche Höhe von 39 m. Als einziger Turm der Stadtbefestigung wurde für seine Errichtung eine Breische in die Mauer geschlagen. Die Vorderfront und die Ecken bestehen aus Bossenquadern, an denen Klammerlöcher sichtbar sind. Etwa auf halber Höhe ist eine deutliche Bauefüge zu erkennen. Während die beiden Untergeschosse aus 2,65 m mächtigem, zyklischem Mauerwerk aus rotem Buntsandstein errichtet sind, besteht die Außenhaut des Turmes ab dem 3. Obergeschosß aus kleinteiligen Sandsteinquadern. Das mäch-



■ 6 Villingen, Kaiserturm. Bauinschrift von 1372.



tige Mauerwerk, das sicherlich unverputzt war, erhält durch die großen Quader eine monumentale Wirkung. Nicht zuletzt deshalb wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts an der Nordseite des Turmes das überlebensgroße Bild des legendären Lokalhelden Romäus Mans angebracht, der ebenfalls ein Sinnbild der Wehrhaftigkeit der Villingener war und nach einer Überlieferung aus dem Turm geflohen sein soll.

Aufgrund seines archaischen Aussehens, das den kunsthistorischen Topos vom staufischen Buckelquader evoziert, wurde der Romäusturm bislang meist in die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert. Eine Baufügeuntersuchung erbrachte für die beiden Untergeschosse das erstaunlich späte Baudatum 1390. Dieses Fälldatum weist zunächst der Türsturz über dem ca. 6 m hoch liegenden Eingang an der Ostseite auf. Ferner findet es sich im originalen Gebälk über dem 1. und 2. Obergeschoß sowie bei einer Blockstufentreppe im 2. Obergeschoß. Das Gebälk über dem 3. und 4. Geschoß datiert in das Jahr 1429/30 und gibt einen Hinweis auf den Zeitpunkt der Aufstockung des Turmes. Das Dachwerk wurde in den Jahren 1663/64 neu errichtet. In dieser Zeit entstand vermutlich auch die aus Backsteinen erbaute Türmerstube im 3. Geschoß und ein ursprünglich an drei Seiten vorkragender Umlauf im 5. Obergeschoß.

Der Romäusturm ist aufgrund seines nunmehr gesicherten Baudatums den Türmen mit zyklonischem Mauerwerk zuzurechnen, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts errichtet wurden. Weitere Beispiele dafür sind etwa der Hexenturm der Befestigung

des Klosters Maulbronn und das St. Albanstor in Basel.

Um 1400 wurden vermutlich zwei weitere Wachtürme errichtet, die in ihrer Größe etwa dem Kaiserturm entsprachen. Zum einen handelt es sich um das „Elisabethentürmchen“ zwischen Romäusturm und Riettor, dessen möglicherweise umgestaltetes Dachwerk um 1493/94 zu datieren ist. Ein weiterer Turm, das sogenannte „Türmle“, wurde beim damaligen Pflughof des Klosters St. Georgen errichtet. Seine Sockelgeschosse bilden heute den Turm der Benediktinerkirche.

Im 15. Jahrhundert führte die entwickelte Belagerungstechnik – mit zunehmendem Einsatz von Artillerie – zu einer Verstärkung der mittlerweile wehrtechnisch veralteten Villingener Stadtbefestigung. Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgte die Errichtung eines zweiten, äußeren Mauerwerks mit einem dahinterliegenden Wehrgang, der sogenannten Fülle, und einem vorgelagerten Graben. Die Äußere Mauer war mit einer Höhe von 7 m niedriger als die erste Stadtmauer. Den Tortürmen waren die in die Mauerflucht eingefügten Vortore, auch Erkertore genannt, vorgelagert. Sie waren nur halb so hoch wie die alten Tore und aus Bruchsteinen aufgeführt, die Ecken waren aus Quadern gesetzt. Durch Zugbrücken, die über den äußeren Graben reichten und eine Fallgattereinrichtung besaßen, waren sie zu verschließen.

Der Äußere Graben wies wie sein inneres Pendant bei gleicher Tiefe die Breite von 15 m auf. Der Rand des Grabens war wiederum durch eine

Futtermauer abgestützt. Der Grabenaushub war vor dem Wehrgraben zu einem 7 m breiten Wall aufgeschüttet. Die sogenannte Fülle war ein Geländestreifen aus natürlich gewachsenem Kies, den man zwischen der Futtermauer des Inneren Grabens (Abb. 3) und der Äußeren Stadtmauer als Wehrgang stehen ließ. Dieser äußere „Rondenweg“ war im Bereich der Kanzleigasse 4 m breit, am Niederen Tor erreichte er eine Breite von bis zu 11 m. Vor dem Oberen Vortor ist ein Torstüblein für die Wachmannschaft überliefert. Bei Baumaßnahmen am Niederen Tor konnte ein vergleichbares Gebäude auch dort nachgewiesen werden.

Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden an die Äußere Mauer die „Rondelle“ angebaut, diese halbkreisförmigen Bastionen dienten als Geschützstellungen. Sie lagen beiderseits des Bickentors, im Südwesten der Stadt, heute durch das Romäusgymnasium überbaut, und in der NW-Ecke der Stadt etwa beim späteren evangelischen Pfarrhaus. Während des „Schweizer Krieges“ wurden 1499 an die Innere Stadtmauer vier weitere „Pulverrondelle“ angebaut. Beim Bickenkloster und südlichen Abschnitt des Kaiserrings (Abb. 7) sind zwei dieser Rondelle bis heute erhalten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts kam es zu einem Umbau der Tortürme. Bei einem drohenden Angriff konnten die Dächer abgenommen werden und die obere Plattform Geschütze aufnehmen.

Bis ins 17. Jahrhundert war die Befestigung in der Lage, der Stadt ausreichend Schutz zu bieten, so daß sie drei Belagerungen im 30jährigen



■ 7 Villingen, „Pulverturmle“.





■ 8 Villingen, Plan des Festungsbaumeisters J. B. Gumpff 1692 (GLA Karlsruhe H/B-S.I. V:6).

Krieg nahezu unbeschadet überstand. In den Jahren 1660/70 wurden Kriegsschäden beseitigt und die Mauern verstärkt. Südlich des Romäusturmes wurde in den Jahren 1678 bis 1684 eine Schanze, das sogenannte Bügeleisen errichtet. Die Baumaßnahme war der erste Schritt, um die Stadtbefestigung den Erfordernissen der neuen Kriegstechnik anzupassen. Der österreichische Festungsbaumeister Johann Baptist Gumpff legte 1692 einen Plan für einen bastionären Ausbau vor (Abb. 8). Der Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges, in dessen Verlauf die Stadt von französischen Truppen unter Tallard erfolglos belagert wurde, verhinderte den Baubeginn. Im Zuge dieses Krieges gewann Habsburg das von Vauban stark befestigte Freiburg zurück, der Ausbau Villingens zu einer Festung kam daher nicht mehr zur Ausführung. 1709 wurden lediglich die Belagerungsschäden beseitigt und 1713 eine Geschützrampe im Franziskanergarten erbaut. Als letzte Baumaßnahme an der Stadtbefestigung wurden im Jahr 1737 dringende Reparaturen durchgeführt. Im Österrei-

chen Erbfolgekrieg war das System der Stadtbefestigung offensichtlich derart veraltet, daß die Stadt 1744 kampflos den Franzosen geöffnet wurde. Nach der Mitnahme des städtischen Geschützparks hatte Villingen seine militärische Bedeutung endgültig verloren.

Bereits 1789 pflanzte man auf der „Fülle“ Obstbäume und legte dort Gärten an. Die einzelnen Wallabschnitte waren zu dieser Zeit noch im Besitz der Zünfte, die zuvor für deren Verteidigung zuständig waren. Sie mußten zunächst noch für die Instandsetzung sorgen, das Gelände wurde dann im 19. Jahrhundert von der Stadt erworben. Den Ratsprotokollen des frühen 19. Jahrhunderts ist zu entnehmen, daß Bürger wiederholt den Rat baten, Teile der Mauer abzureißen, Mauerdurchgänge zu schaffen, Wälle einzuebnen, den Graben aufzufüllen und Tordurchgänge zu verbreitern. Die Beschlüsse fielen einstimmig zugunsten eines Abbruchs aus, da die Mauern eine Ausdehnung der Stadt behinderten.





■ 9 Villingen, Luftbild der mittelalterlichen Stadt (Foto: R. Gensheimer).

aus 1991 die kommunale Eigenverantwortung für den Denkmalbestand deutlich. Der mittelalterliche Stadtkern Villingens, einschließlich der Ringanlage, wurde nach § 19 als Gesamtanlage unter Schutz gestellt (Nachrichtenblatt 3/1993).

Trotz nachhaltiger Eingriffe sind heute noch beachtliche Reste der Stadtbefestigung erhalten. Neben drei Stadttoren, vier Türmen und zwei Rondellen sind von der Inneren Mauer noch 1160 m (61%), wenn auch zum Teil stark verändert, bis zu 8 m hoch erhalten. An der Stelle der Stadtgräben befindet sich heute die sogenannte Ringanlage (Abb. 9), ein städtischer Park, der die mittelalterliche Kernstadt umschließt und die obertägig nicht mehr sichtbare Wehranlage bewahrt.

#### Literatur:

- P. Findeisen (Bearb.), Ortskernatlas Baden-Württemberg 3.2. Villingen-Schwenningen (Stuttgart 1991).
- B. Jenisch, Villingen. Archäologisch-historische Aspekte der Stadtentwicklung im Vergleich mit anderen „Zähringer-Gründungsstädten“. Maschinenschr. phil. Diss. (Tübingen 1993).
- P. Naegele, Gedanken zur Villingen Stadtmauer. Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft 16, 1991/92, 41–66.
- W. Noack, Die Stadtanlage von Villingen als Baudenkmal. Bad. Heimat, 1938, 234–246.
- M. Porsche, Die mittelalterliche Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau. Materialhefte zur Archäologie in Bad.-Württ. 22 (Stuttgart 1994).
- P. Revellio, Die Festungsanlagen der Stadt Villingen. Nachrichtenblatt d. öffentl. Kultur- u. Heimatpfl. im Reg.bez. Südbaden 8/2, 1957, 36–39.
- U. Rodenwaldt, Das Leben im alten Villingen. Teil II. Geschichte der Stadt im Spiegel der Ratsprotokolle des 19. und 20. Jahrhunderts. Geschichts- und Heimatverein Villingen. Jahrbuch 15 (Villingen 1990).
- J. Umbreit, Die mittelalterliche Verteidigungsanlage der Stadt Villingen und ihr Ausbau unter der Herrschaft der Habsburger. Masch. Zulassungsarbeit (Reutlingen 1968).

**Dr. Bertram Jenisch**  
LDA · Inventarisierung  
Kirchzartener Straße 25  
79117 Freiburg

Beim „Bügeleisen“ begann 1813 der Abriß der Äußeren Stadtmauer, die 1828 schon zur Hälfte abgetragen war.

In einem Brief des Großherzoglich-badischen Direktoriums des Seekreises von 1816 an den Gemeinderat werden die Vorteile eines Abbruchs genannt: Die Planierung der Gräben bringe verschönernde Gärten; das Abbruchmaterial könne zum Bau von Häusern, Straßen und Brücken verwendet werden; die Unterhaltungskosten würden entfallen; die Reinlichkeit der Stadt und der Luft würden verbessert; die Steine könnten verkauft werden.

Die Pläne wurden von den Bürgern, insbesondere von Kaufleuten, Handwerkern und Fuhrleuten, begrüßt, da der überregionale Verkehr durch den Engpaß der Tore geleitet werden mußte. Ab 1830 erscheinen in den Ratsprotokollen fast jährlich Berichte über den Abbruch von Teilen der Äußeren und Inneren Stadtmauer. Der Abbruch des Oberen Tor-Erkers und des Rondells erfolgte 1840. Der Rietor-Erker und die Fülle wurden 1843, der Niedere Tor-Erker 1844 und schließlich das Niedere Tor 1847 beseitigt. An der Stelle des südlichen Stadttores wurde das Gerichtsgebäude und Gefängnis erbaut, das für die aufstrebende Amtsstadt eine große Bedeutung hatte. Der Erker des Bickentores wurde 1868 abgebrochen. Das Steinmaterial wurde als Baustoff verkauft, mit dem Schutt wurden die Stadtgräben verfüllt. Noch 1882 waren die Gräben nicht vollständig einplaniert.

Mit der Romantik setzte ein Umdenkungsprozeß ein, der zu einer neuen Sicht des Mittelalters führte. Hinzu kam, daß der Schwarzwald zu einem

beliebten Erholungsgebiet wurde. Seit Villingen 1872 an die Schwarzwaldbahn angeschlossen wurde, entwickelte sich der Tourismus zu einem immer bedeutender werdenden Gewerbebezweig der Stadt. Der Gemeinderat Rudolf Kienzler stellt am 6. August 1873 erstmals einen Antrag, die städtische Ringmauer auszubessern, „damit das Äußere der Stadt ein solideres Aussehen erhalte“. Die Reste der Mauern und die verbliebenen drei Tore wurden repariert, im Bereich der Stadtgräben wurde eine ausgedehnte Grünanlage angelegt. Der immer wieder verzögerte Plan, das Bickentor abzureißen, wurde endgültig aufgegeben. Im Gegensatz zu der Anfang des 19. Jahrhunderts als einengend empfundenen Ringmauer empfand man diese nun geradezu identitätsstiftend für das städtische Gemeinwesen. Dies führte dazu, daß man sich der durch den Abbruch des Niederen Tores entstandenen Lücke immer schmerzlicher bewußt wurde. Seit den 60er Jahren kamen Pläne auf, den Süden des ehemaligen mittelalterlichen Stadtkerns von Villingen durch städtebauliche Maßnahmen wieder zu schließen. Die Vorschläge reichten von einem turmartigen Gebäude bis zu einer Rekonstruktion in Anlehnung an die bestehenden Tortürme.

Der Stolz auf die eigene Geschichte, die sich in den mittelalterlichen Bauten manifestiert, führt in der Stadt im Brigachbogen zu einer positiven Zusammenarbeit zwischen Eigentümern, Kommune und Landesdenkmalamt. Die Reste der Wehranlage – Stadtmauer, Türme und Tortürme – sind mittlerweile nach § 12 DSchG ins Denkmalbuch eingetragen. Der Gemeinderat der Stadt Villingen-Schwenningen machte darüberhin-





## Der Kaiserturm in Villingen – seine Instandsetzung und heutige Nutzung

Nachdem der Kaiserturm im 19. Jahrhundert seiner militärischen Funktion enthoben wurde, diente er zunächst als Wohnraum. Ab 1949 bot er Versammlungsmöglichkeiten für verschiedene Jugendgruppen, unter anderem den Pfadfindern und Naturfreunden. Seit 1977 stand der imposante Turm, der am 21. November 1978 ins Denkmalbuch eingetragen wurde, leer.

Seit 1991 wurde die Idee, im Kaiserturm eine Dokumentation zur Villingener Wehranlage zu präsentieren, verfolgt und schließlich vom Gemeinderat der Stadt Villingen-Schwenningen beschlossen. Zwischen 1992 und 1994 reparierten zahlreiche orts- und kreisansässige Firmen den Turm mit großem und kostenlosem Engagement und statteten die Räume mit den erforderlichen Installationen aus. Die Konzeption und inhaltliche Ausgestaltung der einzelnen Themen lag in Abstimmung mit dem Verkehrsamt bei den Mitarbeitern des Stadtarchivs und des Franziskanermuseums.

Die am 7. Mai 1994 eröffnete Ausstellung in den fünf Stockwerken des Kaiserturmes dient zum einen der Selbstinformation der Besucher, kann aber auch bei Stadtführungen genutzt werden. In jeder Etage wird ein Thema des Komplexes „Villingener Wehranlagen und Belagerung“ präsentiert: Im ersten Obergeschoß wird ein allgemeiner Überblick über die Befestigungsanlage der Stadt Villingen gegeben, ferner wird die Geschichte des Kaiserturmes ausführlich behandelt. Das zweite Obergeschoß ist der Befestigungs- und Belagerungstechnik im

17. und 18. Jahrhundert gewidmet. Im dritten Geschoß werden einzelne Aspekte der Ereignisgeschichte dargestellt, insbesondere der Bauernkrieg sowie die Belagerungen Villingens im Dreißigjährigen Krieg und im spanischen Erbfolgekrieg. Das Schicksal der Wehranlage, nachdem sie ihre militärische Funktion verloren hatte, wird im vierten Obergeschoß aufgezeigt. Das fünfte Obergeschoß, das auch für Veranstaltungen gemietet werden kann, ist mit einer audiovisuellen Anlage für Diashows ausgestattet. Neben der historischen Dokumentation bietet der Kaiserturm dem Besucher reizvolle Ausblicke über die Villingener Innenstadt.

Die Ausstellung im Kaiserturm wird künftig vom Verkehrsamt Villingen-Schwenningen in die Stadtführung „Wehranlagen und Belagerung“ einbezogen, die regelmäßig dienstags und samstags sowie auf Anfrage durchgeführt wird.

### Literatur:

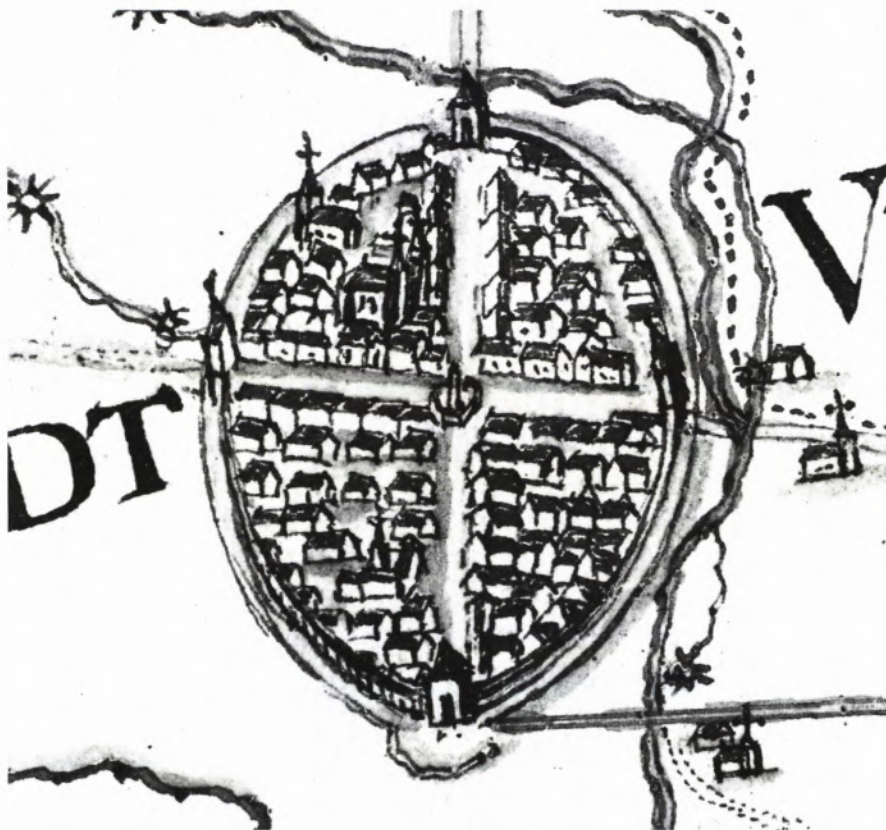
H. Pleithner, Die Renovierung des Kaiserturms 1992/93. Geschichts- und Heimatverein Villingen. Jahresheft 18, 1993/94, 60–66.  
Der Kaiserturm, hg. Kreishandwerkerschaft Schwarzwald-Baar-Kreis (Villingen-Schwenningen 1994).

**Ute Schulze M. A.**  
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen  
Lantwattenstraße 4  
78050 Villingen-Schwenningen



# Anmerkungen zur Idee, in Villingen ein neues Stadttor zu bauen

Peter Findeisen



■ 1 Stadt Villingen, Ausschnitt aus der Allgemeinen Forstkarte für das Obervogteiamt Vöhrenbach, Fürstl. Fürstenberg. Archiv Donaueschingen (K IV, L I, OZ. 11.)

Die anschauliche Klarheit des Villingener Stadtbildes ist seit dem 16. Jahrhundert in Wort und Bild hervorgehoben worden (Lit. 1, Abb. 1). Als ein wesentliches Merkmal seiner Gestalt gelten die Tortürme, die die breiten Hauptstraßen im Zug der – in großen Strecken erhaltenen – Stadtmauer abschließen und deren Namen sie tragen. Zur früheren Stadtbefestigung zählt auch die Grünanlage der Ringstraßen, die aus einem der inneren Stadtmauer vorgelagerten Graben- und Wallsystem hervorgegangen ist. Im Süden der Stadt ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dieser ehemalige, vom 13. Jahrhundert an entstandene Befestigungszug auf einer Länge von mehr als 250 m unterbrochen, so daß, in der Mitte dieses Abschnitts, das vierte Stadttor, das Niedere Tor, fehlt. Die Vorstellung, mit der Wiedererrichtung eines Torturmes eine „Reparatur des historisch

gewachsenen Stadtgefüges“ zu bewirken (vergleiche Gemeinderatsbeschlüsse von 1982 und 1984) und damit den gleichsam idealen Typus dieser Altstadt mit ihren vier Toren wiederzuerlangen, lag daher unter dem Gesichtspunkt der Ortsbildpflege nahe.

Eine Lösung für das „offene“ Ende der Niederen Straße war schon seit längerer Zeit gesucht worden. Das Landesdenkmalamt hatte 1961 einen Vorschlag des Stadtbauamtes, jenseits der zur Niederen Straße quer verlaufenden Bertholdstraße ein markantes Bauwerk als Blickpunkt zu errichten, begrüßt und dafür eine konstruktiv und gestalterisch moderne Lösung empfohlen. Wenn sich in der Folge die Idee eines Turm-Imitates herausgebildet hatte, so mußte sich der Denkmalpfleger hier wie anderenorts davor hüten, die Suche nach





■ 2 Ansicht der Stadt Villingen, Federzeichnung im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe (H-BS-I V/4). Ausschnitt: Die Niedere Straße mit dem Niederen Tor und dem Kapuzinerkloster. Um 1685.

einer möglichst „stimmigen“ Lösung zu begleiten und damit Erfüllungshilfe solchen Tuns zu werden. Im Sinn der geschützten Gesamtanlage, um die es sich mit der Altstadt von Villingen handelt, oblag es ihm vielmehr, die städtebauliche Situation nach ihren geschichtlich geprägten Strukturen zu überprüfen und von daher auch in dieser Frage zu votieren. Soweit es erkennbar ist, sind dabei noch nicht alle Gesichtspunkte genannt worden.

In den siebziger Jahren nahm die Vorstellung eines neuen Torturmes in der Achse der Straße Gestalt an. Gedacht war zugleich, die benachbarten älteren Gebäude durch eine Neubebauung – Kaufhaus, Geschäfts- und Wohnbauten – zu ersetzen. Auch als um 1985 vom Abbruch des hier seitlich stehenden Amtsgerichts nicht mehr die Rede war, vielmehr an dessen Erweiterung gedacht wurde,

blieb die Vorstellung eines Turmneubaus aktuell. Sie blieb es auch, als das Gerichtsgebäude in seinem Rang als Einzelbauwerk erkannt und nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten wiederhergestellt werden konnte (abgeschlossen 1990): „Die Seele schreit nach einem Wiederaufbau“ überschrieb die Stuttgarter Zeitung 1989 einen Bericht, der mit Hilfe einer Zeichnung den Turmneubau vorwegnahm, aber auch auf unterschiedliche Ansichten in dieser Sache hinwies (Abb. 3, 4).

Das Landesdenkmalamt hat sich deutlich und rechtzeitig gegen den Neuaufbau des Turmes ausgesprochen, denn Fragen der Authentizität der gerade in Villingen besonders umfangreich erhaltenen Stadtbefestigung werden damit ebenso berührt wie die Würdigung des alten Fluchtwegs der Bebauung der östlichen Straßenseite und vor allem die Bedeu-



■ 3 „Die Seele schreit nach einem Wiederaufbau“, antizipierte Ansicht der Niederen Straße im Blick nach Süden. Zeichnung der Stuttgarter Zeitung vom 31. 1. 1989. (Mit frdl. Genehmigung der Redaktion.)



tung der nach Abbruch des Torturmes entstandenen Gebäude: Die Fassade des Amtsgerichts schließt den Rückgriff auf den eigentlichen Standort des Turmes strikt aus; ein etwas nach Süden hinausgerückter Punkt des Neuaufbaues liegt nicht mehr im Zug des früheren Stadtmauerverlaufs. Weiter ist zu bedenken, daß von der Detailausbildung des Niederen Tores allzuwenig bekannt ist, da sich nur auf den ersten Blick die drei erhaltenen Türme gleichen. Einwände waren indessen wenig gefragt, und noch 1992 sah das städtebauliche Konzept der Großen Kreisstadt die „Stadtrepatur im südlichen Teil der Innenstadt mit Wiedererrichtung eines neuen ‚Niederen Tor-Turmes‘ ... zur Vervollständigung der historischen Stadtanlage“ vor. Zuvor war gegenüber dem Gerichtsgebäude ein Geschäftshaus der Commerzbank gebaut worden, das den Ausgang der Niederen Straße nach Süden hin regelrecht abriegelt und damit – wengleich auch stadtauswärts verschoben – die typische Nachbarbebauung der alten Tortürme andeutet: die Stellung dieses Baukörpers ist nur als Verbindung zu einem Turmgebäude gerechtfertigt (Abb. 5–7).

Der Abriß des Niederen Tores steht im engen Zusammenhang mit einer im Jahr 1846 in Villingen anstehenden städtebaulichen Neuordnung. Der schon damals geplante Eisenbahnanschluß und das Ziel, in Villingen ein Bezirks-Strafgerichtsgebäude

mit angeschlossenem Gefängnis zu bauen, waren die ersten größeren Bauaufgaben seit dem Übergang der Stadt an Baden. Zunächst war an eine Verbindung beider Vorhaben – Bahnhof und Gericht vor dem Riettor – gedacht worden. Als sich der Eisenbahnbau verzögerte, wurde dann der Bau der Justizgebäude am südlichen Stadtausgang vorgesehen. Nur hier gab es freies und ebenes, für eine Stadterweiterung nutzbares Gelände, denn nördlich und östlich der Altstadt floß die Brigach damals noch unreguliert und in mehrere Arme verzweigt. Mit der Wahl dieser Stelle war zugleich auch die verbesserte Anbindung der Straße von Donaueschingen und Marbach zu bewerkstelligen. Ganz im Gegensatz zur Situation der anderen Tore mußte hier ein Eingriff in die Torbauten leichter erscheinen, da die Wohnhausbebauung der Niederen Straße auf der Westseite nicht bis zum Niederen Tor reichte: hier lag das seit Anfang des 19. Jahrhunderts säkularisierte Kapuzinerkloster und dessen Garten. Auch wenn im Jahr 1846 dieses Gelände nicht verfügbar war, konnte eine künftige innerstädtische Bebauung an dieser Stelle erwartet werden.

Das den Straßenraum schließende Niedere Tor erhob sich über einer Stelle, die nicht genau auf der Umfangsline des die Stadtumwehrung bildenden Ovals, sondern vielmehr weiter stadteinwärts lag (ein Umstand, der vielleicht auf eine zeitliche Differenz zwischen der Anlage des



■ 4 Neuordnungskonzept „Sanierung Niederes Tor“, 1985 (Ausschnitt), mit Erweiterung des Gerichtsgebäudes und Neuaufbau des Turmes. Stadt Villingen-Schwenningen, Sanierungsbeauftragter, E. C. Flick u. a., 1985.





■ 5 Villingen, die Bickenstraße im Blick nach Osten, zum Bickenturm und dem nördlich anschließenden Kirchenbau des Ursulenklosters.



■ 6 Villingen, die Niedere Straße im Blick nach Süden zum neuen Bankgebäude; rechts die ehem. Kapuzinerkirche.



■ 7 Villingen, Blick aus der Bertholdstraße nach Norden in die Niedere Straße, mit Amtsgericht (links), neuem Bankgebäude (Mitte) und dem ehem. Finanzamt (rechts).



Tores und den seitlich weiter ausgreifenden Mauern verweist). Als Korrektur gegenüber dieser Unregelmäßigkeit und im Blick auf eine Bebauung zwischen der Kapuzinerkirche und dem ehemaligen Befestigungsgürtel und darüber hinaus ist der Abbruch des Turmes offenkundig als sinnvolle, dem Fortschritt dienende Maßnahme verstanden worden.

Die erste Planung zeigt als Ausmündung der bis zu der genannten „idealen“ Umgrenzungslinie hin verlängerten Niederen Straße einen dreiseitigen Platz. Hier bildet das neue Gerichtsgebäude mit seiner Front eine Platzseite, und diese liegt unmittelbar im Blick des von der Marbacher Straße (heute östliche Bertholdstraße) her Ankommenden. Als sinnfälliges Gelenk zwischen Stadt (der Niederen Straße) und Land (der Marbacher Straße) soll dieser öffentliche, bebaute und an seinen Rändern bepflanzte Platz einen neuen Stadteingang bilden und zugleich die neuzeitliche Öffnung der damals in mancher Hinsicht noch altväterisch erscheinenden Stadt verkörpern. Indem das anspruchsvolle neuzeitliche und weit über den kommunalen Rahmen hinaus wichtige Gericht an hervorragender Stelle stehen soll, wird von vornherein für die spätere vorstädtische Bebauung ein hoher Maßstab gesetzt (Abb. 9).

Ein zweiter Plan („III. Project zur Lage des Bezirksstrafgerichtes vor dem Niederthore“) ist in der Verbindung von Marbacher/Donaueschinger Straße und Gerichtsgebäude weniger schlüssig, auch erscheint kaum die „Öffnung“ der Niederen Straße nach Süden hin hier überzeugender gelöst zu sein. Dabei steht mehr Platz zu Gebote: Jetzt ist auch das an das Niede-

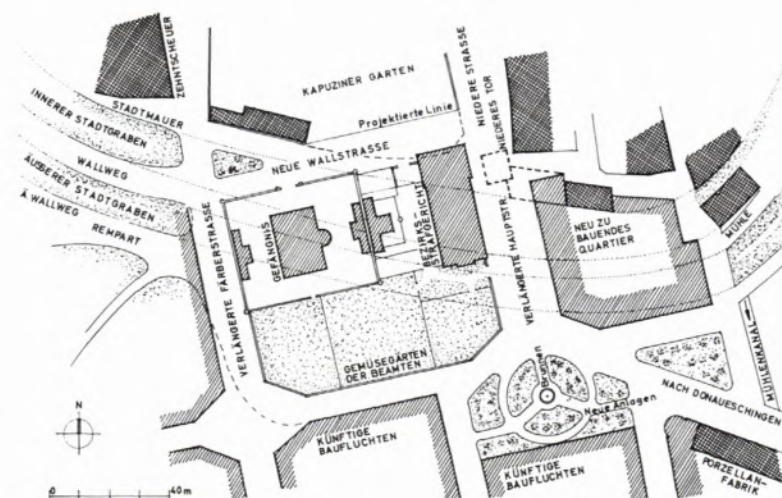
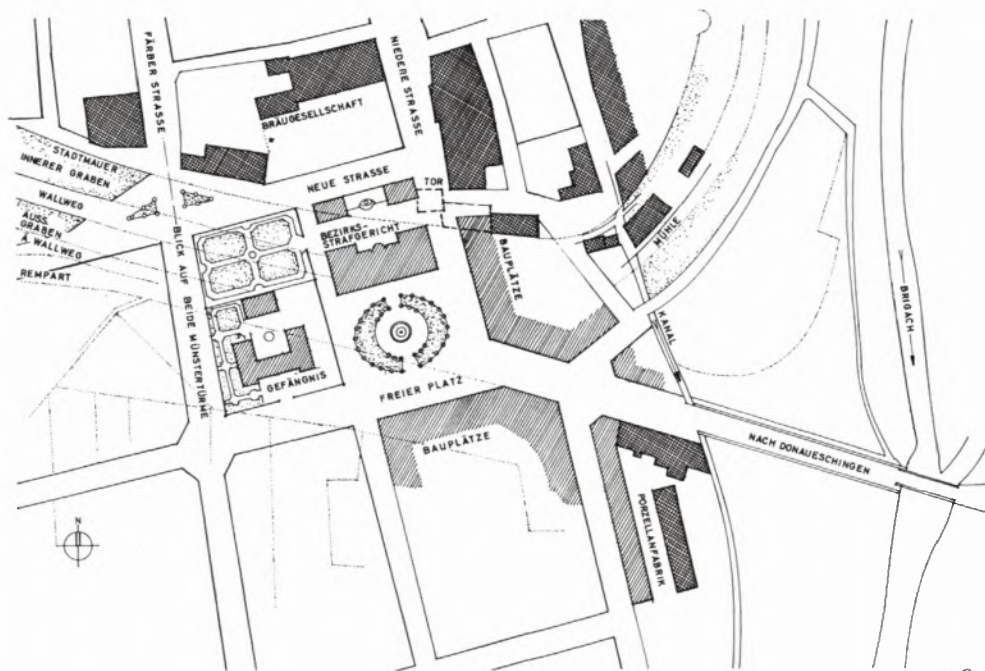
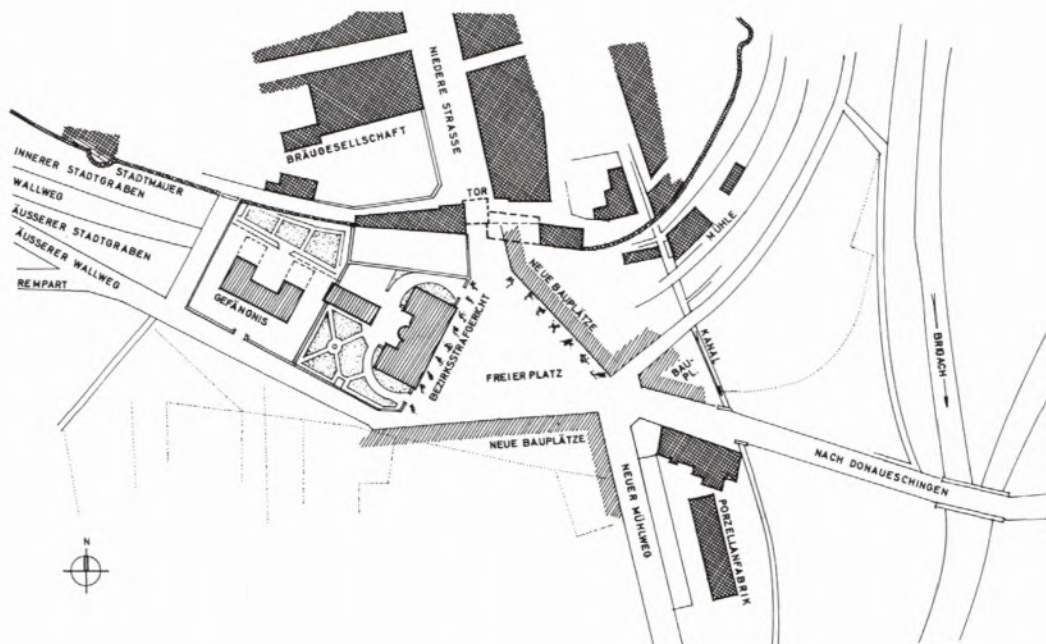
re Tor im Westen anschließende Grundstück verfügbar, und so können das Gericht mit dem Garten des Gerichtspräsidenten und das Gefängnis bis zur verlängerten Färberstraße (der westlichen Parallele zur Niederen Straße) abgesteckt werden. Es ist diese Verlängerung, die hier eine weitere Zurücknahme von Wall und Stadtgraben verlangt und ihre – die alte Mauergasse aufgreifende – Verbindung durch eine „neue Straße“ (die heute als östlicher Abschnitt des Romäusringes zählt) bewirkt. In dieser Planung äußert sich erstmals die Erkenntnis, daß für die an die Villingener Altstadt anschließende „Südstadt“ die Färberstraße (die heutige Warenburgstraße) verlängert werden muß, weil sich eine geradlinige Fortführung der Niederen Straße wegen des leicht nach Westen abschwenkenden Brigachlaufs verbot. Die Koppelung von Niederer Straße und Marbacher Straße erfolgt wieder durch einen Platzraum, der diesmal rechteckig ausgebildet werden soll. Indem der Platz einhüftig zur Niederen Straße angeordnet ist, liegt sein großer zentraler Brunnen von der Stadt her nicht im Blick. Daß eine Platzwand von der Gefängnismauer gebildet werden soll, erscheint ebensowenig erfreulich. Indessen sind diese „Schwächen“ des zweiten Plans offenbar nicht ganz ohne Absicht entstanden, denn der Vermerk auf der Achslinie der Färberstraße: „Blick auf beide Münstertürme“ läßt noch einmal dieses Konzept als den zukunftsweisenden Versuch erkennen, die Stadtentwicklung von der Färberstraße her anzugehen (Abb. 10).

Der dritte erhaltene Plan ist, soweit er die Justizgebäude betrifft, ausgeführt worden. Insofern stellt seine städtebauliche Konzeption zugleich die



■ 8 Villingen, die Bertholdstraße (ehem. Marbacher bzw. Donaueschinger Straße) im Blick nach Nordwesten; mit Gefängnis, Amtsgericht, ehem. Finanzamt und der „Tonhalle“ (von l. n. r.).





■ 9 Stadterweiterung und Neubau des Bezirks-Gerichtsgebäudes, erste Planstufe. Nach einem Originalplan von 1846 im Staatlichen Hochbauamt Rottweil, Bauleitung Donaueschingen. Umzeichnung für die Publikation von Richard Sahl, Staatl. Hochbauamt Rottweil, 1994.

■ 10 Stadterweiterung und Neubau des Bezirks-Gerichtsgebäudes, 1846, zweite Planstufe. Nach einem Originalplan im Staatlichen Hochbauamt Rottweil, Bauleitung Donaueschingen, Umzeichnung von Richard Sahl, 1994.

■ 11 Stadterweiterung und Neubau des Bezirks-Gerichtsgebäudes, 1846/47, Ausführungsentwurf. Nach einem Originalplan im Staatlichen Hochbauamt Rottweil, Bauleitung Donaueschingen, Umzeichnung R. Sahl, 1994.



■ 12 Villingen, die Bertholdstraße nach Westen mit der in den Jahren um 1870 entstandenen Baugruppe der „Tonhalle“: das Restaurationsgebäude (Mitte) und das Wohnhaus Bertholdstraße 8 (rechts), dazwischen der „Musik-, Konzert- und Tanzsaal“.



■ 13 Villingen, die ehem. Uhrenschilderfabrik Bertholdstraße 7 (1867; Gewerbeschule 1904–53), im Blick aus der Brigachstraße nach Süden.



■ 14 Villingen, Haus Gerberstraße 63.







■ 15 Villingen, die 1847 angelegte „Neue Straße“ – heute östlicher Abschnitt des Romäus-Ringes –, im Blick aus der Niederen Straße nach Westen. Links das Gefängnisgebäude (1851).



■ 16 Villingen, die Neue Straße, im Blick nach Osten zum Gefängnis und dem Gerichtsgebäude.

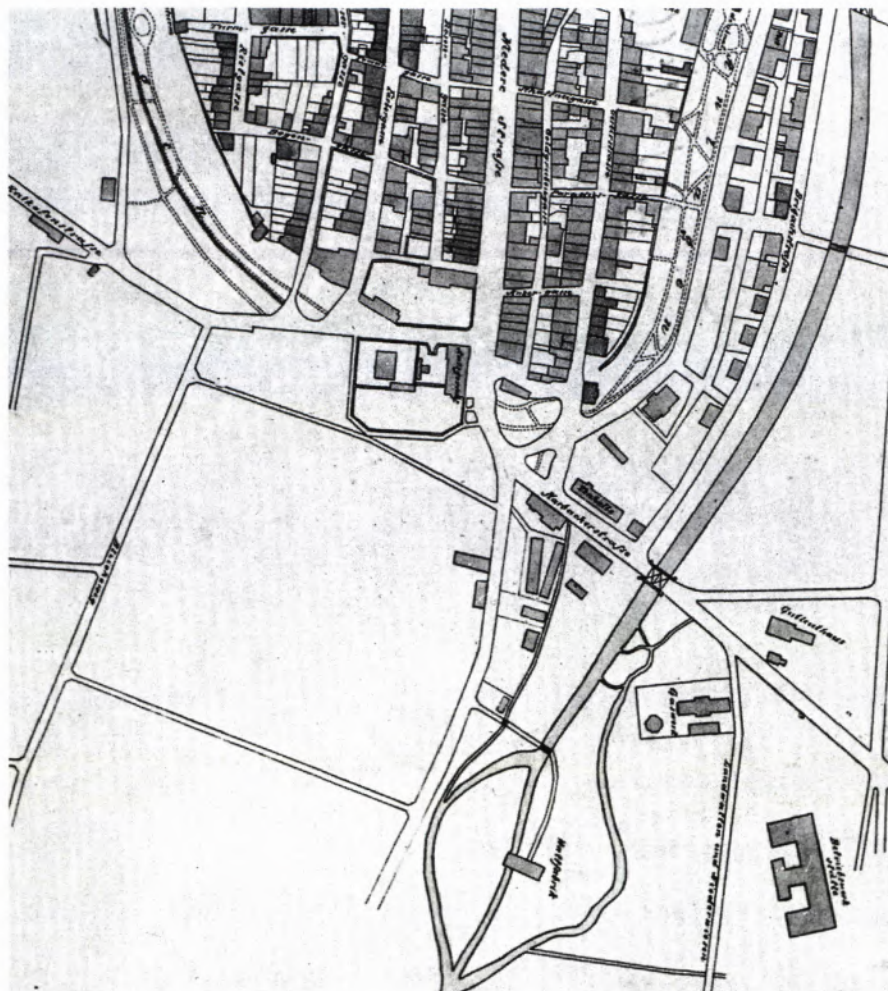
letzte Redaktion der Stadterweiterungsvorstellung des mittleren 19. Jahrhunderts dar. Die Niedere Straße soll nunmehr wieder auf einen der Straße beidseitig vorgelegten Platz münden, und nicht der alte Torturm, sondern ein großer Zierbrunnen liegt in ihrem Blick. Seine markante Stellung setzt ihn von selbst mit dem Hauptbrunnen der Stadt auf dem Kreuzungspunkt der vier Hauptstraßen in Bezug, und gewiß ist dieser Brunnen nicht zuletzt im Sinn des städtischen Lebens und Wachstums zu verstehen. Indem die stadtseitige Bebauung des Platzes abgeschragt wird, ergibt sich seine fünfseitige Grundfläche und damit eine zwanglose Einbindung der Marbacher Straße. Eine entsprechende Grundform soll die erste vorstädtische Kreuzung der verlängerten Färberstraße erhalten. Die zwischen beiden Straßen-

räumen (auf dem vormaligen „Viehmarkt-Platz“) im unmittelbaren Anschluß an die Justizbauten und ihre Höfe vorgesehenen „Gemüsegärten der Beamten“ wurden tatsächlich nach dieser Leitplanung angelegt: Ihre Umfassungsmauern zeigten noch um 1960 jene charakteristische Abschrägung zur Färber- und Niederen Straße hin (Abb. 11).

Es verdient besondere Beachtung, daß über die Gerichtsgebäude hinaus vier Häuser in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem vor fast 150 Jahren geplanten „Stadteingang“ entstanden und erhalten sind. Es sind dies: 1) Die ehemalige Uhrenschildefabrik von Johann David Overbeck, ein spätklassizistischer Bau von 1867, der im 20. Jahrhundert als Gewerbeschule genutzt wurde (Bertholdstraße 2). Gegenüber davon die „Ton-



■ 17 Ausschnitt aus dem Plan der Stadt Villingen 1880–1890, Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe (H/Villingen 9).



halle“, deren Erstbau von 1869 als Bahnhofsrestaurant gedacht war, noch bevor der erste Bahnhof vor dem Bickentor erbaut worden ist. Das Restaurant hat als „Festhalle“ im Sinn eines Volkshauses mehrere zeit-typische und das gesellige Leben der Stadt sehr bezeichnende Erweiterungen erfahren. Nahezu unverändert ist das unmittelbar benachbarte Reger-sche Wohnhaus geblieben (Bertholdstraße 8, 10). 3) Das Wohnhaus Gerberstraße 63, gebaut um 1875. Analog zur geplanten Verlängerung der Färberstraße wurde hier, in der östlichen Parallelstraße der Niederen Straße, die Flucht der innerstädtischen Bebauung nach Süden weitergeführt und damit die offenbar noch aus spätmittelalterlicher Zeit rüh-rende Stellung des Vorgängerbaues, einer alten Grabenmühle, korrigiert. Das Besondere dieser damals gewis-sermaßen noch außerstädtischen Lage ist zu dieser Zeit empfunden worden, wie der dem „Schweizerhausstil“ angenäherte, villenähnliche Habitus dieses Hauses erkennen läßt (Abb. 8, 12–14).

Daß sich diese Gebäude bis heute (leider) keiner besonderen Wert-schätzung erfreuen und sogar abge-

brochen werden sollen, hat mehrere Gründe. Einer dürfte darin zu sehen sein, daß in den zwei Jahrzehnten, die der Regulierung der Brigach (1875–1879) folgten, nicht der Süden, sondern der Osten der Stadt zum bevorzugten und noblen Baugebiet gedieh. Aus dem gleichen Grund wurde die alte Straßenplan-ung für die Südstadt zwar im Prinzip beibehalten, an der wichtigen Stelle der Ausmündung der Niederen Straße aber nicht durchgesetzt oder gar präzisiert. Als dann in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts die süd-liche Vorstadtbebauung mit recht schlichten zweigeschossigen Wohn-häusern auf der Südseite der Bertholdstraße einsetzte, hatte sich ge-genüber dem Gerichtsgebäude im alten Grabenbereich, am Ende der Nie-deren Straße, noch nichts getan. Im Jahre 1901–1904 wurde hier das Fi-nanzamt gebaut (Niedere Straße 7). Zu diesem Zeitpunkt war die Stadt an allen Ausfallstraßen im Wachsen be-griffen. Eine singuläre und repräsen-tative Lösung, wie sie dem mittleren 19. Jahrhundert für diese Stelle vorge-schwebt hatte, war nicht mehr aktu-ell (und wegen der vorstädtischen Häuser südlich gegenüber auch nicht mehr ohne weiteres ausführbar).





■ 18 Stadtplan von Villingen, 1920. Ausschnitt. Villingen, Stadtarchiv.

Die Lage des ehemaligen Großherzoglichen Finanzamtes im Übergangsbereich von innerer Stadt und Ringbebauung scheint zunächst für ein Verwaltungsgebäude des Landes in dieser Zeit typisch zu sein, denn im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hatten die Ringstraßen eine besondere Bedeutung erlangt, und so

mußte die Hauptfassade des freistehenden Finanzamt-Neubaues zum Ring, nach Süden, weisen. Geboten war hier allerdings eine Lösung, die sich von den älteren Amtsbauten, Gericht und Landratsamt, Post- und Forstamt, wesentlich unterschied. Es galt für den Architekten, mit der Nebenfront zur innerstädtischen Bebau-



■ 19 Villingen, Blick aus der Bertholdstraße nach Norden in die Gerberstraße; links das ehem. Finanzamt mit seinen neuen Anbauten.





■ 20 Ausschnitt aus der Katasterplankarte 7916.17 Villingen West, Stand 1957. (Nicht im Originalmaßstab.)

ung der Niederen Straße hin zu vermitteln und zugleich diese Lage zu akzentuieren, um diesen Neubau gegenüber der größeren Baumasse des Bezirksgerichtes zu behaupten. Die Normen, die überdies durch die Stilwahl zu beachten waren, schließlich die Forderung der Zeit, eine gewisse „malerische Erscheinung“ in der Komposition der Baumassen zu erzielen, wollen beachtet sein: Es läßt sich erkennen, daß das Finanz- und spätere Gesundheitsamt an dieser Stelle eine hervorragende Gelenkfunktion am Übergang von Berthold- und Niederer Straße ausgeübt hat – anders gesagt: ein Gutteil seines Denkmalwertes war in der Bewältigung der schwierigen städtebaulichen Situation, in der Lösung einer damals überfälligen stadtgestalterischen Aufgabe verankert.

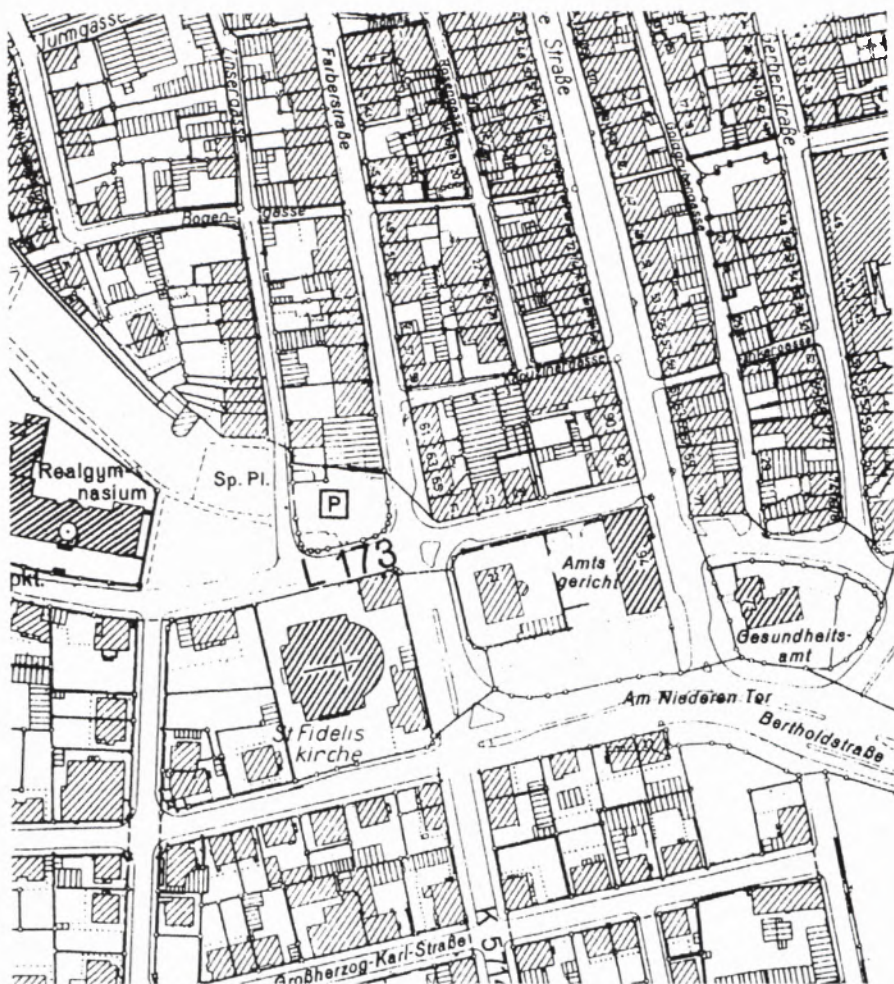
Ein Punkt verdient es noch, besonders hervorgehoben zu werden: das ehemalige Finanzamt ist alles andere als ein Nachkömmling oder ein Lückenbüßer im Hausbestand der unteren Niederen Straße. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts kam es nämlich zur Bebauung des ehemaligen Kapuziner Gartens, so daß heute zwischen der früheren Kapuzinerkir-

che und dem Gericht, rückseitig an der Färberstraße und entlang der Neuen (Wall-)Straße von 1847 recht einheitlich gestaltete Wohnhäuser des frühen 20. Jahrhunderts stehen. Die sonst in Villingen dominierende „altstädtische“ Hauslandschaft gibt es hier überhaupt nicht, und nicht einmal die seit kurzer Zeit instandgesetzte Fassade der ehemaligen Klosterkirche der Kapuziner kann dafür reklamiert werden, da sie in ihrer heutigen Erscheinung von ihrer ursprünglichen Gestalt weit entfernt ist (Abb. 15, 16).

Erst als 1969 die Bertholdstraße bis zur Färberstraße hin vierspurig ausgebaut und die Niedere Straße ihr damit untergeordnet wurde, wurde die oben beschriebene Ordnung der städtebaulich relevanten Strukturen des mittleren 19. und des frühen 20. Jahrhunderts empfindlich gestört. Anders gesagt: Die verbesserte Verkehrsführung hat in komplexe historische Schichten eingegriffen und damit den anschaulichen Charakter dieser hier gewachsenen Verbindung von Kernstadt und Vorstadt überaus geschädigt (Abb. 17, 18, 20, 21). An dieser Stelle könnte der Bericht mit der Feststellung enden, daß eine hohe ar-

chitektonische Qualität der – vor allem im Süden der Bertholdstraße anstehenden – Neubebauung das Ziel verfolgen müsse, Gerichtskomplexe und südliche Vorstadt wieder in befriedigender Weise zu verknüpfen. Als Denkmalpfleger merkt der Berichtersteller zugleich an, daß die Qualität erneuter Planung aber, nach allem was gesagt wurde, auch daran gemessen werden muß, wie verantwortlich diese mit der – in den bestehenden Bauten – nicht nur beiläufig überlieferten Stadtgeschichte umzugehen versteht. Unter diesem Gesichtspunkt erweist sich nun der Neubau des eingangs genannten, die Niedere Straße verbauenden Bankgebäudes als ein Eingriff, der ungleich schwerer wiegt als der autogerechte Ausbau der Bertholdstraße: offenbar haben die Planer, von der erwünschten Wiedergeburt des Tores verführt, die hier beschriebene Struktur des stadtbaugeschichtlich wichtigen Ortes geringer veranschlagt als das Herstellen eines irgendwie „historischen“ Bildes. Dieses ist nicht näher definiert, zeigt sich in seiner Tendenz aber dort an, wo das Bankgebäude mit dem Solitärbau des ehemaligen Finanzamtes verklammert ist und sich auf dessen Ostseite eine Art





■ 21 Ausschnitt aus der Katasterplankarte 7916.17 Villingen West, Stand 1985. (Nicht im Originalmaßstab.)

neuer Stadtmauer andeutet (Abb. 19). Für den ehemaligen Turmstandort bleibt der Ausweg, im Straßenpflaster seine Grundrißfläche durch Quaderflächen anzudeuten – eine Erinnerungshilfe von geringem Gewicht gegenüber dem dominanten Neubau im alten Graben- und Vortorbereich südlich davon.

Von denkmalpflegerischen Grundsätzen war in diesen Zeilen nicht zu reden. Es ging unabhängig von städtebaulichen Entwicklungen des frühen 19. Jahrhunderts auch nur um ein genaues Beobachten der hier zwischen 1850 und 1910 entstandenen Baulichkeiten. Nimmt man diese als „historisch gewachsene Strukturen“ – siehe oben – allerdings wirklich ernst, so schließt es sich aus, eine (und wenn auch nur assoziativ angepeilte) Wiederholung der Torsituation als „Reparatur“ zu verstehen. Es sei denn, die historische Altstadt wird ihrer Entwicklungsbezüge entkleidet und auf ein „Bild“ reduziert, dessen konstitutive Elemente bedarfsweise simuliert werden. Daß in einem solchen Verfahren Geschichte nicht mehr wichtig ist, sondern eher stört, liegt auf der Hand. Wenn überdies der Ensemblebegriff – gerade in sei-

ner Verbindung zum (bloßen) Erscheinungsbild – die „Grenzen des Originalen“ berührt (Lit. 2) ist der Denkmalpfleger zu besonderer Aufmerksamkeit aufgerufen.

#### Literatur:

- 1) Münster, Sebastian: *Cosmographia*, Basel 1550; Ausgabe 1628, S. 1020. – Die Kunstdenkmäler des Kreises Villingen, bearb. von F. X. Kraus, Freiburg i. Br., 1890, S. 99–104. – Ortskernatlas Baden-Württemberg. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stadt Villingen-Schwenningen (3.2.) Stuttgart 1991, S. 26.
- 2) Géza Jajós: Die Auseinandersetzungen um den Begriff „Originales Denkmal“ im Wien der 2. Hälfte des XIX. Jahrhunderts aus heutiger Sicht, in: *Beiträge zur Denkmalkunde*, Tilmann Breuer zum 60. Geburtstag (56. Arbeitsheft des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege), München 1991, S. 30–38.

**Dr. habil. Peter Findeisen**  
LDA · Inventarisation  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart



# Fundrestaurierung in der Archäologischen Denkmalpflege – ein Werkstattbericht

Ariane Brückel-Keefer/Annette Lerch/Horst Röske



■ 1 Die beiden Bügelfibeln aus Lauchheim, Grab 787, nach ihrer Restaurierung. (Länge je 11,9 cm.)

## Konservierung und Restaurierung von frühmittelalterlichen Edelmetallobjekten

Grabungsfunde sind bei ihrer Aufdeckung häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellt, da ihre lange Lagerung im Boden von zahlreichen chemischen Prozessen begleitet wird. Sie verändern je nach ihrer Intensität die Oberfläche des Objekts. Hierzu zählen z. B. Kalkablagerungen auf keramischen Oberflächen genauso wie die Umwandlung der Substanz durch Auflösungsprozesse. Hierzu gehören auch Korrosionsvorgänge, die bei nahezu allen Metallen zu beobachten sind. So weisen Bronzen, aber je nach Legierung auch silberne und versilberte Gegenstände häufig auf diese Art entstandene Verkrustungen auf. Sie bestehen oftmals aus sehr harten, grün-, blau- und rotgefärbten Chloriden, Karbonaten und Oxyden.

Vordringliche Aufgabe bei der Re-

staurierung ist demnach erst einmal, diese Krusten möglichst vollständig zu entfernen. Dies geschieht jedoch nicht nur, um das eingebackene Objekt wiederentdecken zu können, die Feinheiten seiner Verzierungen sichtbar zu machen, Benutzungsspuren und Handwerkstechniken zu dokumentieren; das Freilegen ist vor allem aus konservatorischer Sicht unumgänglich, da die aggressiven Kupfersalze ansonsten weiter aktiv bleiben und das Objekt auf lange Sicht schädigen oder gar zerstören würden.

Leider sind nun die Krusten meist härter als das darunter liegende Metall und zudem stark mit dessen Oberfläche verbacken. Um sie zu entfernen, ohne das Objekt zu verletzen, muß daher sehr vorsichtig vorgegangen werden. Dem Restaurator stehen hierzu verschiedene Möglichkeiten zur Verfügung, die größtenteils unter dem Binokular stattfinden. Eine der gängigsten Methoden stellt das Freilegen auf rein mechanischem Weg dar. Gearbeitet wird hierbei vorwiegend



mit Schabern, Skalpell und Ultraschall. Ein Nachteil dieser Methode besteht darin, daß weiche Metalle, so z. B. Silber oder vergoldete Oberflächen, bei der Arbeit verkratzt und deformiert werden können. Ebenso läßt sich ein – wenn auch geringer – Materialverlust nicht grundsätzlich ausschließen.

Ein anderer, auf den ersten Blick schonenderer und daher auch oft begangener Weg besteht im chemischen Anlösen solcher Krusten. Hierbei bringt man aber stets Stoffe in das Metall ein, die eine weitere Korrosion beschleunigen und somit den Zerfall des Stücks vorantreiben können. Man versucht daher stets, die schädigenden Chemikalien mit Hilfe neutralisierender Bäder wieder aus dem Objekt zu lösen, doch gelingt dies leider nicht in jedem Fall vollständig. Die Folgeschäden dieser Behandlung werden dann oft erst nach Jahren durch erneute Ausblühungen sichtbar.

Für welche Methoden man sich entscheidet, hängt vor allem ab von den Materialien, aus denen ein Objekt besteht und von denen es im fundfrischen Zustand umgeben ist; eine gewichtige Rolle spielt zudem der jeweilige Erhaltungszustand.

Nach der Restaurierung gilt es, das Stück vor weiterem Zerfall zu schützen. Hierfür werden die Metalle mit chemischen Hilfsmitteln, sogenannten Korrosionsinhibitoren, und mit Schutzüberzügen versehen. Diese Maßnahmen bringen aber nur wenig, wenn danach nicht für angemessene Lager- oder Ausstellungsbedingungen gesorgt ist. So muß vor allem ein den Objekten zuträgliches Klima geschaffen werden, in dem konstante Temperaturen und gleichbleibende Luftfeuchtigkeit garantiert sind.

### Restaurierung zweier Edelmetallfibeln

Im Sommer 1993 wurde im frühmittelalterlichen Gräberfeld „Wasserfurche“ bei Lauchheim (Ostalbkreis) das Grab 787 untersucht. Es bestand aus einer großen Holzkammer, in der eine mit reichen Beigaben versehene Frau bestattet war. Zudem hatten sich das Kammerholz wie auch zahlreiche weitere organische Materialien in feuchtem Milieu erhalten. Das Eichenholz der Kammer konnte zudem dendrochronologisch datiert werden. Mangels Splintgrenze und Waldkante ließ sich vorläufig als mögliches frühestes Fälldatum das Jahr 557 n. Chr. ermitteln. Durch antike Beraubung war der Befund gestört,

die im Grab verbliebenen Beigaben befanden sich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage. Vorgefunden wurden noch zwei S-Fibeln, eine bewußt zerstörte Gürtelschnalle, ein Bronzebecken und zahlreiche Perlen. Als herausragende Stücke lagen auf dem Kammerboden in sekundärer Fundlage zudem zwei langobardische Bügelfibeln mit ihrer Schauseite nach unten. Sie wurden jeweils im Block geborgen und sorgsam verpackt, wobei darauf geachtet wurde, daß der fundfrische, feuchte Zustand gewahrt blieb. Die schlechte Erhaltung der beiden Stücke und die auf der Ausgrabung erkannten anhaftenden Textil- und Lederreste führten dann dazu, daß die zwei Fibeln sofort in die Restaurierungswerkstätten der Archäologischen Denkmalpflege nach Stuttgart gebracht wurden.

Wie sich während der Restaurierung zeigte, wiesen beide Fibeln in etwa den gleichen Erhaltungszustand auf, der die Arbeitsschritte bestimmte. Im folgenden wird daher lediglich auf dasjenige der beiden Stücke näher eingegangen, dem Textilreste anhafteten.

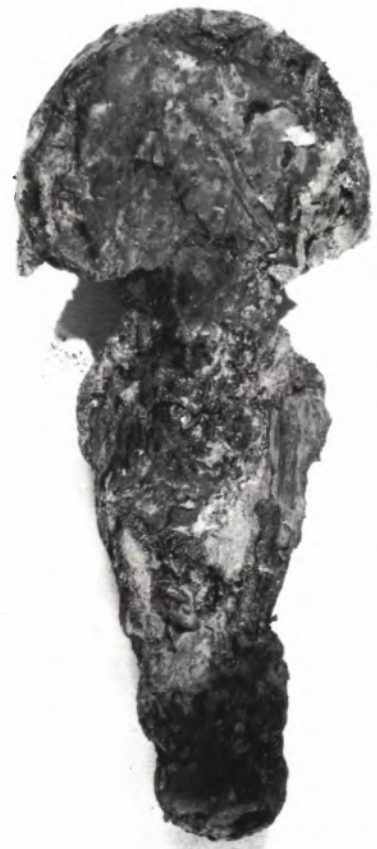
Die Fibel wurde – wie auch das andere Exemplar – mit der Unterseite nach oben angeliefert. Sichtbar war ein kräftiger Überzug aus grünem Kupferoxyd, hierin verbacken die mineralisierten Textilreste. Die unten liegende Schauseite der Fibel war verdeckt von Holzresten des Kammerbodens, dazwischen befanden sich Lederreste. Nachdem das Holz vorsichtig entfernt war, konnte die Fibel umgedreht und das anhaftende Leder abgenommen werden; es wurde gereinigt und gefriergetrocknet. In diesem Stadium des Freilegens stellte sich bereits heraus, daß die Schauseite offenbar feuervergoldet war.

Mit dem Abnehmen der Oxydkrusten wurde zuerst auf der Unterseite begonnen. Sie ließen sich plattig mit dem Skalpell lösen. Darunter hatte sich das Silber in wechselfeuchtem Zustand, unterstützt durch eine aggressive Bodenchemie bis in tiefe Schichten des Metallkörpers hinein nahezu vollständig in schwarzes pulveriges Oxyd umgewandelt.

Die hier festgestellten Textilreste waren dank der Silberoxyde gefestigt und mit dem Metall verbunden: Da weder der weitere Restaurierungsvorgang noch die Ästhetik des Stücks oder dessen Interpretation und Datierung beeinträchtigt wurden, konnte das Textil an seiner Fundstelle verbleiben. Es abzunehmen hätte unweigerlich bedeutet, das Gewebe zu zerstören. Nun kann es später noch auf



■ 2 Lauchheim, Grab 787. Eine der beiden langobardischen Bügelfibeln. Zustand bei der Einlieferung in der Restaurierungswerkstatt.



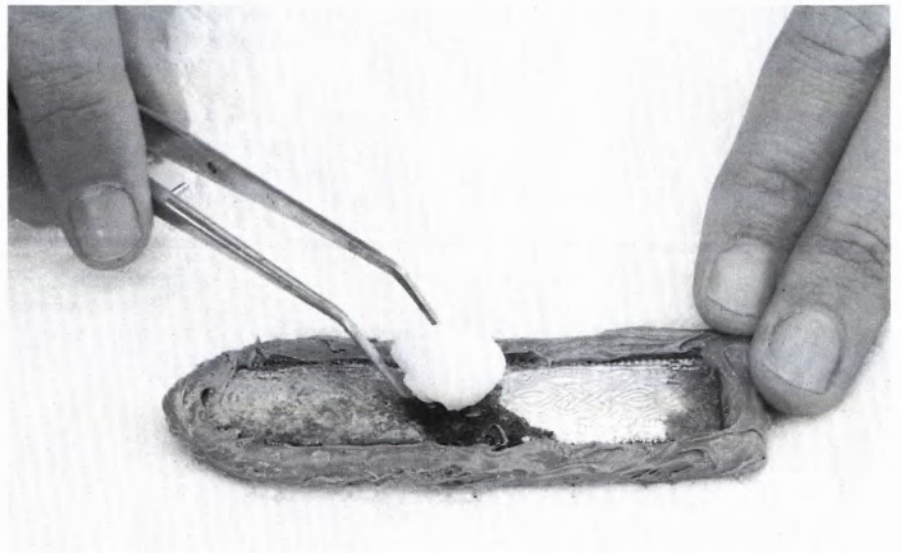
■ 3 Oberseite einer der beiden langobardischen Fibeln mit anhaftenden Lederresten.



■ 4 Riemenzunge aus Grab 129, Gräberfeld Lauchheim. Das Preßblech der Riemenzunge wird freigelegt.

■ 5 Die Riemenzunge aus Grab 129 in „fundfrischem“ Zustand. Bei diesem fragmentierten Stück ist der mehrteilige Aufbau gut sichtbar: Holzkern, darüber Reste des Silberblechs, Rahmen mit Nieten aus Bronze.

■ 6 Grab 129. Fertig restaurierte und ergänzte Riemenzunge (M. ca. 1:1.)



Webart und Fadendichte hin untersucht werden.

Schränkte bereits der schlechte Erhaltungszustand des Silbers auf der Unterseite den Einsatz von chemischen Mitteln stark ein, so galt dies in nahezu demselben Maße für die Schauseite der Fibel. Sie wurde daher größtenteils mechanisch freigelegt. Diese äußerst zeitintensive Arbeit fand größtenteils unter dem Binokular statt. Hierbei wurden winzige Oxydstücke abgesprengt und sorgsam darauf geachtet, daß die aus weichem Gold und Silber bestehende Oberfläche nicht verletzt wurde. Nur an wenigen kleinflächigen, besonders harten Stellen

war es unumgänglich, die Korrosionskrusten auch chemisch anzulösen. Dies geschah mit getränkten Wattekompresen. Sofort nach dem Entfernen der Oxydbildungen wurde das Stück dann immer wieder neutralisiert. Im Laufe der Arbeit zeigte sich dann, daß an den erhabenen Stellen, so vor allem am Bügel, keine Vergoldung mehr vorhanden war. Dies bedeutet, daß die ehemals flächige Vergoldung abgescheuert wurde und somit die Fibel mit Sicherheit länger getragen wurde. Die silbervergoldete Fibel war, wie sich bei der Freilegung zeigte, offenbar dreifarbig angelegt: Die flächige Vergoldung überzog weder den äußeren Bogen der Kopf-



platte noch die Ränder des eigentlichen Fibelkörpers; diese silbern gehaltenen Streifen trugen ein Dekor aus schwarzen Dreiecken in Niello.

Zum Schluß wurden die Eisenteile der Nadelkonstruktion auf der Fibelunterseite sandgestrahlt und die alt abgefallenen, ursprünglich mit Eisenstiften befestigten Zierknöpfe wieder angeklebt und schließlich die Fibern noch mit einem Schutzlack versehen.

### Eine Riemenzunge mit Holzkern

Frühmittelalterliche Riemenzungen können aus mehreren Materialien gearbeitet sein: Den Kern bildet ein zugeschnittener Holzspan, der beidseitig mit einem oft reich verzierten Preßblech kaschiert ist. Zusammengehalten wird das Stück dann von einem Rahmen aus Bronzeblech, der an der geraden Schmalseite – dort wo das Lederband ansetzt – genietet ist.

Als Beispiel für ein solches Stück und seine Anforderungen an eine materialgerechte Restaurierung dient ein weiterer Fund aus dem Gräberfeld von Lauchheim. Das Stück stammt aus Grab 129 (1. Hälfte bis Mitte 7. Jahrhundert). Die Riemenzunge lag nicht in feuchtem Milieu. Dies hatte zur Folge, daß das Holz austrocknete und schrumpfte. Daß es überhaupt noch vorhanden ist, wenn auch stark deformiert, ist den Kupfersalzen der Riemenzunge zu verdanken, die diesen Pappelspan konservierten.

In seinem jetzigen Zustand hat das Holz keine stützende Funktion mehr für das umgebende hauchdünne Silberpreßblech. Der Bronzerahmen besitzt damit ebenfalls keine Stabilität mehr. Bei Druck oder fortgesetzter Bewegung würde das Stück demnach zerstört. Außerdem galt es auch hier, einen durchgehenden Belag von Kupfersalzen zu entfernen.

Die unterschiedlichen Materialien stellten verschiedene Anforderungen bei der Restaurierung: So verträgt das Silber keinen Druck. Es kann also nur chemisch gereinigt werden. Dies verträgt aber der Bronzerahmen nicht. Auch darf das Holz nicht zu naß werden, da es sonst unkontrolliert quillt und das Silberblech weiter deformieren würde. Um all diese unterschiedlichen Anforderungen in Einklang zu bringen, wurde zuerst die Bronze mit Silikon abgedichtet. So konnte das Silber chemisch mit Wattekompressen und Wattestäbchen freigelegt werden. Es wurde anschließend mit destilliertem Wasser auf dieselbe Weise neutralisiert.

Durch kleine Fehlstellen im Silberblech konnte dann Wachs in die Hohlräume im Inneren der Riemenzunge eingebracht werden, die durch das ausgetrocknete Holz entstanden waren. Hiermit war das Objekt ausreichend gefestigt, um nun die Korrosionsschichten auf dem Bronzerahmen mechanisch zu entfernen. Zum Schluß wurde das überschüssige Wachs auf den Silberoberflächen mit Lösungsmittel entfernt und die Riemenzunge mit einem Schutzüberzug versehen.

Ariane Brückel-Keefe

### Restaurierung einer goldenen Kreuzfibel

Im Jahr 1992 wurde aus Grab 24 des merowingerzeitlichen Friedhofs, der zur frühmittelalterlichen Siedlung „Mittelhofen“ bei Lauchheim (Ostalbkreis) gehört, u. a. eine goldene Kreuzfibel geborgen. Zunächst wurde der Fund geröntgt. Dabei zeigte sich, daß auf einer Goldplatte, deren größte Länge 6,5 cm betrug, 67 Einlagen angeordnet waren, die sich später als Almandine, Achate, Glas- und Emailleinschlüsse erwiesen. Im Zentrum befand sich eine antike römische Karneolgemme mit Amordarstellung. Eine silberne Platte war mit Bronzenieten auf der Rückseite befestigt; darauf, ebenfalls mit Bronzenieten befestigt, die silberne Nadelhalterung mit -rast und Nadel.

Zuerst wurde die Rückseite vorsichtig unter dem Binokular von lose anhaftender Erde befreit. Eventuelle Textil- oder Lederreste konnten dabei nicht festgestellt werden. Dann wurden die silberne Haltekonstruktion und die Silberplatte zunächst mechanisch mit Skalpell und Schaber freigelegt. Dabei zeigte sich, daß das Silber durch die lange Lagerung in ungünstigen Bodenverhältnissen sehr schlecht erhalten war. Trotzdem ließen sich aber die einzelnen Teile unbeschadet voneinander lösen und



■ 7 Lauchheim, Gräberfeld „Mittelhofen“, Grab 24. Goldene Kreuzfibel. Röntgenfoto (Länge 6,5 cm.)





■ 8 Vorderseite der goldenen Kreuzfibel vor der Restaurierung.



■ 9 Rückseite der Fibel vor der Restaurierung.



■ 10 Rückseite der Fibel nach Abnahme der Silberplatte.



■ 11 Rückseite der Kreuzfibel mit dem wiederaufgeklebten Rest der Silberplatte, silberner Haltekonstruktion, Plexiglasergänzung und Bronzenieten.



■ 12 Mikroskopaufnahme von Almandin, gewaffelter Goldfolie und Glas (von links nach rechts).



konnten so sowohl auf mechanischem als auch auf chemischem Weg restlos freigelegt werden. Allein die Silberplatte war nur noch z. T. zu retten. Zur Stabilisierung wurde alles mit einem Kunstharz befestigt.

Ebenso wie die Rückseite wurde die Vorderseite zunächst vorsichtig von der lose anhaftenden Erde gereinigt. Jetzt ließ sich erkennen, daß die Korrosionsprodukte des in der Legierung der Silberplatte der Rückseite stark enthaltenen Kupfers durch feine Haarrisse im Gold bis auf die Vorderseite der Fibel durchgedrungen waren. Sie hatten sich zwischen die Goldverzierungen und zwischen die Einlagen und ihren Goldwaffelfolien festgesetzt, so daß der Sinn der Waffelfolie – das Licht unter dem transparenten Stein zu reflektieren – verloren war. Außerdem hatte die Korrosion die Goldfassungen und ihre Einlagen z. T. verschoben, die daher nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage waren.

Reines Gold ist chemisch stabil, aber sehr weich. Deshalb wird es von Auflagerungen nach Möglichkeit nur mit Chemikalien gereinigt. Nur in besonders hartnäckigen Fällen sind auch zugespitzte Holzstäbchen als Schaber erlaubt. Aus diesen Gründen soll-

ten die Einlagen und ihre Waffelfolien zur Reinigung entnommen werden. Dabei war es wichtig, die Position der einzelnen Steine und Emails und die dazugehörigen Goldwaffelfolien nicht zu vertauschen, da an einem Original selbstverständlich nichts verändert werden darf. Sie mußten genau gekennzeichnet werden, um sie nach der Reinigung wieder derselben Fassung zuordnen zu können. Lediglich vier Almandine und zwei der Emails konnten nicht entnommen werden, da sonst die Goldfassungen beschädigt worden wären. Diese wurden nun sorgfältig mit einem Abdecklack versehen und das reine Goldkreuz ohne die Einlagen chemisch gereinigt. Steine, Glas und Email wurden mit destilliertem Wasser gesäubert, Auflagerungen aus Sinter oder Korrosion von der Silberplatte mit dem Skalpell abgesprengt. Die hauchdünne Goldwaffelfolie wurde auf chemischem Weg sehr vorsichtig gereinigt, da sie bei der geringsten mechanischen Beanspruchung sofort zerstört worden wäre. Ursprünglich waren die Goldwaffelfolien mit den Einlagen mit einer Art Kitt unterfüttert. Durch die lange Lagerung im Boden hatte sich dieser jedoch vollkommen aufgelöst, und an seiner Stelle befanden sich Erde bzw. Korrosion in den Hohl-

räumen. Um die Einlagen in der richtigen Höhe zu befestigen, wurde in die Fassungen etwas angedicktes Kunstharz gegeben, das nach Aushärten bis auf die richtige Höhe abgearbeitet wurde, d. h., die daraufsitzen- den Goldwaffelfolien mit ihren Einlagen mußten genau mit der Umbörtelung der Fassung abschließen. Danach wurden alle Einlagen und Folien mit einem transparenten Kunstharz festgeklebt. Abschließend wurden der Rest der Silberplatte, die Nadel, Nadelrast und -halterung mit einem reversiblen, d. h. wieder löslichen Kleber mit dem Goldkreuz in ihrer ursprünglichen Lage verbunden.

Das fehlende Silber der Silberplatte wurde zur Stabilisierung durch zurechtgeschnittene Plexiglasplättchen ergänzt. Auf diese Plexiglasplättchen wurden die noch erhaltenen Bronzeniete, außerdem noch Plexistäbe zum Schutz der Haltekonstruktion aufgeklebt.

Annette Lerch



■ 13 Lauchheim. Die goldene Kreuzfibel aus Grab 24, Gräberfeld „Mittelhofen“ in restauriertem Zustand. (Länge 6,5 cm.)



## Glasrestaurierung

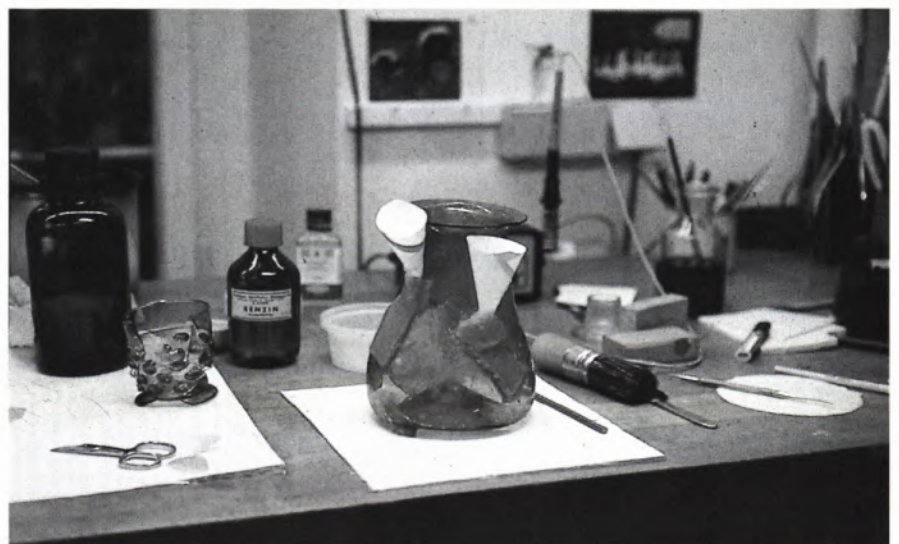
Ganz andere Anforderungen stellt die Glasrestaurierung. In der Werkstatt des Landesdenkmalamtes werden Glasgefäße von der Römerzeit, dem frühen Mittelalter bis zur Neuzeit restauriert und ergänzt. Besonders problematisch sind dabei die durch mangelhafte Zusammensetzung der Glasmasse oder durch ungünstige Bodenverhältnisse bedingten unterschiedlichen Erhaltungszustände, die immer wieder flexible Restaurierungsmethoden notwendig machen. Üblicherweise wird Glas hauptsächlich mit destilliertem Wasser gereinigt. Sinter oder andere im Boden entstandene Auflagerungen werden, soweit notwendig, auf chemischem Weg entfernt, wobei streng darauf geachtet werden muß, daß die Chemikalien anschließend gründlich neutralisiert werden.

Nach der Reinigung werden die einzelnen Scherben zusammengesetzt,

wobei man vom Boden des Gefäßes her beginnt. Anders als z. B. bei Keramik wird Glas mit einem irreversiblen Kunstharz geklebt, da alle reversiblen Kleber zu dickflüssig sind und zudem stark gelben. Deshalb werden die Scherben zunächst von beiden Seiten mit kleinen Klebestreifen fixiert. Da der Kunstharzkleber unter Wärmeeinwirkung aushärten muß, der Klebestreifen aber durch diese Wärme weich wird und sich deshalb die Scherben wieder verschieben würden, gibt man einen kleinen Tropfen eines 5-Minuten-Klebers auf die Bruchstellen. Dabei muß man darauf achten, daß dieser nicht in die Fugen hineinläuft und sie dann beim Aushärten auseinanderdrückt und verschiebt. Die Klebestreifen werden anschließend wieder entfernt. Sobald das ganze Gefäß auf diese Weise aufgebaut ist, wird das dünnflüssige Kunstharz mit Hilfe eines kleinen Spatels aufgetragen. Überschüssiges Material wird vorsichtig mit Aceton und Zellstoff wieder abgenommen.



■ 14 Scherben eines römischen Glaskruges aus Köngen, nach ihrer Reinigung.



■ 15 Mittelalterliche Glasflasche aus Ulm mit Papiertrichtern zum Einfüllen des Ergänzungsharzes.





■ 16 Römischer Glaskrug aus Köngen: Die Scherben des Glaskruges sind mit durchsichtigen Klebestreifen fixiert.

Dann läßt man das Harz unter der Wärmelampe oder im Wärmeschrank bei nicht zu hohen Temperaturen einige Stunden aushärten. Zum Abschluß werden die Stege aus dem 5-Minuten-Kleber mit dem Skalpell wieder abgesprengt. Ergänzt wird ein Glas nur soweit, daß die Stabilität gewährleistet ist und ein geschlossener Gesamteindruck entsteht. Auf jeden Fall muß eine Ergänzung sowohl für Fachleute als auch für Laien erkennbar sein.

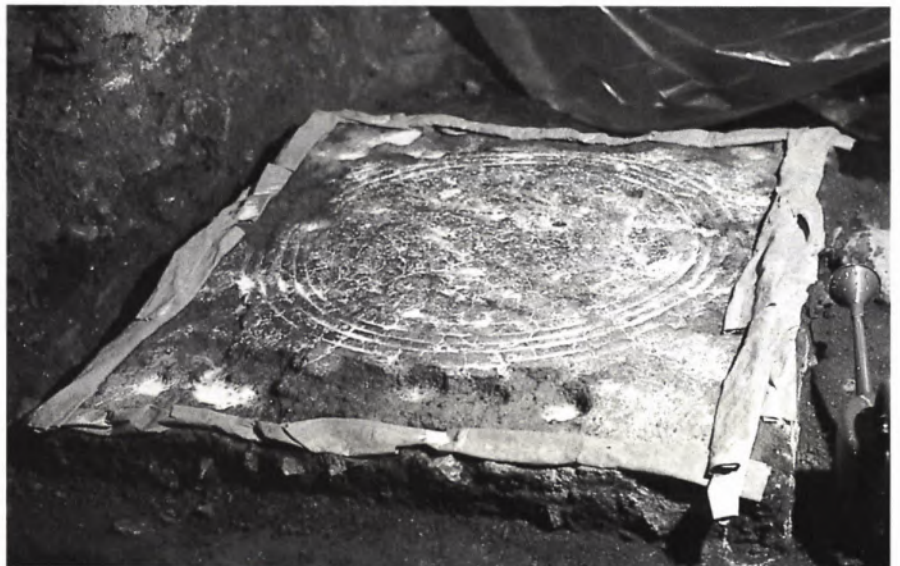
Als Formmasse nimmt man Dentalwachs. An einer noch vorhandenen Stelle am Original wird nun mit einer der erwärmten Wachsplatten die Form abgenommen. Dann wird sie, nach Erkalten, genau auf die Fehlstelle zugeschnitten, so daß etwa 2 mm an allen Seiten überstehen. Da sich das Acrylharz nicht mit dem Wachs verträgt, muß man dieses mit einem sogenannten Trennlack versehen. Nachdem man den Arbeitsvorgang auf der Innenseite wiederholt hat, werden beide Wachsformen mit einem Heizspatel an den überstehenden Rändern auf dem Glas festgeschmolzen, wobei man eine Öffnung für die Zugabe der Ergänzungsmasse und einige für den Luftaustritt bedenken muß.

Nun wird das Acrylharz mit transparenten Flüssigfarben eingefärbt. Dies ist eine sehr langwierige Sache, da sich die Farbe durch die Härtezugabe stark verändert. Man muß also mehrere Farbproben machen, bis man das gewünschte Ergebnis erzielt hat. Durch einen auf das Wachs aufge-

schweißten Papiertrichter wird die Ergänzungsfüssigkeit in den Zwischenraum eingefüllt. Wenn das Harz an den Luftlöchern angekommen ist, werden diese geschlossen. Nach dem Aushärten werden Wachsformen und Papiertrichter entfernt.

Jetzt muß die Ergänzung noch mit verschiedenen Werkzeugen, angefangen bei mittleren Feilen bis hin zu feinstem Schleifpapier, in die endgültige Form gebracht werden. Je nach Beschaffenheit des Glases, ob durchsichtig oder „blind“, wird die Ergänzung zum Abschluß noch mit einer Polierpaste und einem Wollrädchen poliert.

Annette Lerch



■ 17 Bergung und Restaurierung der bronzezeitlichen Estrichplatte aus der Burghöhle.

### Die Restaurierung einer bronzezeitlichen Estrichplatte

Bei den fortschreitenden Grabungen in der Burghöhle von Dietfurt (Gemeinde Inzighofen-Vilsingen) bei Sigmaringen im Donautal wurde 1988 unter der Leitung von Prof. W. Taute (Uni Köln) eine kreisverzierte Tonestrichplatte (110×117×15 cm) aus der Bronzezeit freigelegt. Der in der Mitte vorhandene Zirkel-Einstich konnte eindeutig ausgemacht werden, von dem ausgehend fünf Kreise in den ursprünglich feuchten Estrich gezogen wurden. Während der innere 75 cm-maß, hatte der äußere einen Durchmesser von 90 cm.



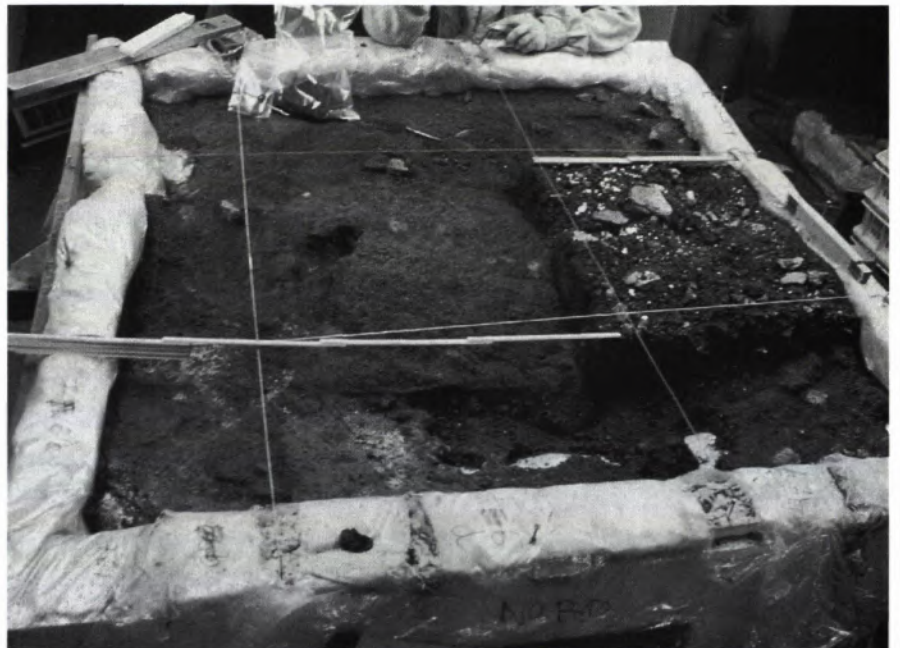


■ 18 Abtransport der Estrichplatte von der Fundstelle im Burgfelsen bei Dietfurt ins Tal.

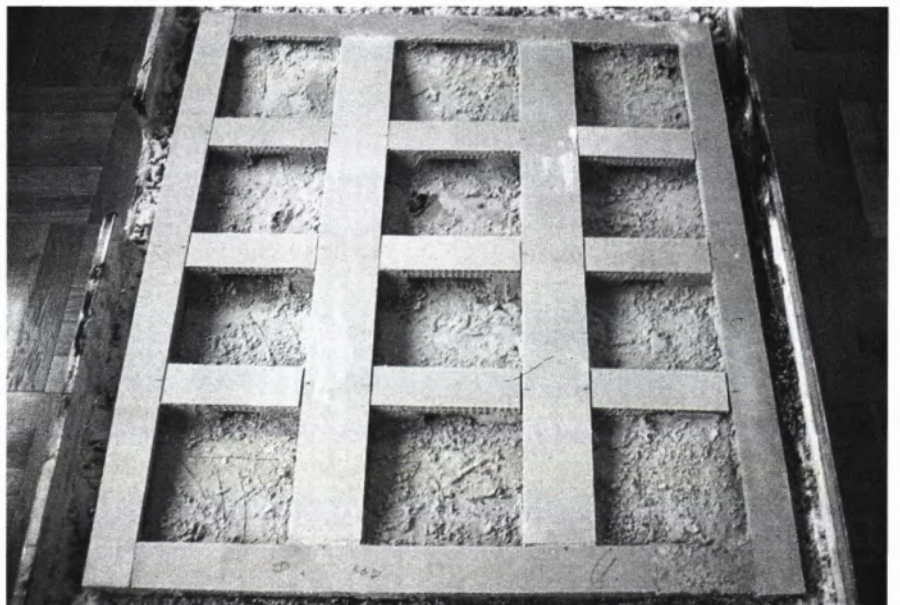
Da eine Abformung bzw. ein Verbleib vor Ort ausschieden, entschloß man sich zur Bergung dieses außergewöhnlichen Fundes. Die erfolgreiche „en block“-Bergung wurde unter der Leitung des Landesdenkmalamtes durchgeführt. Durch den Bergungsvorgang bedingt, zeigt die in Polyuretan(PU)-Schaum eingebettete und verzierte Oberfläche nach unten. Die anschließende „Werkstattausgrabung“ nahmen zwei Fachstudentinnen der Uni Heidelberg und ein Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes vor.

Ein Vermessungsraster, das dem der Höhle angepaßt war, diente dazu, die für die Auswertung der Grabung fehlenden 15 cm Erdmaterial nachträglich zu untersuchen und zu schlämmen, um die gewonnenen Er-

gebnisse in die bereits vorhandene Dokumentation einfließen zu lassen. Das Abtragen des zu untersuchenden Erdmaterials erfolgte bis nahe an die verzierte Unterseite, dabei stellte man fest, daß die Estrichplatte in der Mitte nur 1,5 cm und zu den Rändern hin nur noch 1 cm stark verziert war. Die Festigung des verzierten Materials erfolgte von der Rückseite mit einem Aceton-Mowilithgemisch. Die vorhandenen Fehlstellen (sie entstanden vermutlich im Mittelalter) verfüllte man mit pulverisiertem Erdmaterial und festigte sie ebenfalls. Um eine zusätzliche Stabilisierung zu erzielen, verwendete man einen Mörtel aus einem Quarzsand-Mowilithgemisch, den man flächig in einer Stärke von 5 cm aufbrachte. Da die Differenz zum höchsten Punkt



■ 19 Unterseite der armierten Estrichplatte.



■ 20 Das Wabengitter aus Aerolamplatten auf der Unterseite.





■ 21 Die bronzezeitliche Estrichplatte nach ihrer Restaurierung. Heute im Archäologischen Landesmuseum Konstanz ausgestellt.

der Platte 7,5 cm betrug, das Gewicht aber so gering wie möglich ausfallen sollte, verwendete man Aerolamplatten (Wabengitter aus Metall). Vom höchsten Punkt der Platte ausgehend, wurde das bereits erwähnte Mörtelgemisch an der Plattenkante entlang aufgetragen und auf diesem ein Aerolamrahmen von 10 cm Breite in den Mörtel eingebettet. Die verbleibende Fläche ist als Kassettenraster untergliedert, die Stege sind aus 10 cm breiten Aerolamstreifen hergestellt und mit Mörtel unterfü-

tert. Zum Schluß erfolgte das Aufbringen einer Aerolamplatte auf den so geschaffenen Unterbau. Nachdem die Platte gewendet und die Bergungskappe aus PU-Schaum entfernt waren, erfolgte von der verzierten Oberfläche aus eine zusätzliche Festigung mit einem Aceton-Mowilithgemisch. An der Außenkante der Platte wurde – dem Profil folgend – ein Aluminiumrahmen als Schutz angebracht. Anschließend wurden die ergänzten Fehlstellen ankoloriert.

Horst Röske

**Ariane Brückel-Keefer M. A.**

**Annette Lerch**

**Horst Röske**

LDA · Archäologische Denkmalpflege  
Silberburgstraße 193  
70178 Stuttgart

## Personalia



**Dr. Dagmar Zimdars**  
Referat 13, Bau- und Kunstdenkmalpflege, Freiburg

Seit 15. 2. 1993 ist Frau Dr. Dagmar Zimdars als Gebietsreferentin für die Kreise Lörrach und Waldshut im Regierungsbezirk Freiburg tätig.

Frau Zimdars wurde 1956 in Schwörstadt, Kreis Lörrach, geboren und verbrachte dort ihre ersten Schuljahre; später kam sie nach Freiburg, wo sie nach dem Abitur 1977 das Studium der Kunstgeschichte (Nebenfächer Geschichte und Germanistik) an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg aufnahm.

1983 legte sie die Magisterarbeit „Die Bibliothek des ehemaligen Barnabitenkollegiums in Mistelbach a. d. Zaya – Raum und Programm“ vor. Mit Hilfe der Graduiertenförderung des Landes Baden-Württemberg schloß sie das Studium 1987 mit der Dissertation „Die Ausmalung der Franziskanerkirche Santa Caterina in Galatina/Apulien“ ab.

Von 1987–1991 war sie als Hauptbearbeiterin für das Handbuch Deutscher Kunstdenkmäler Georg Dehio, Band Baden-Württemberg Nord, verantwortlich, das im Herbst 1993 erschie-

nen ist. Ihr Interesse an wissenschaftlichen Fragestellungen und deren Umsetzung in der Praxis brachte sie 1990–1992 an die Technische Universität in Karlsruhe zum Sonderforschungsbereich 315 „Erhalten historisch bedeutender Bauwerke“. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lektorin war sie für das Jahrbuch des Sonderforschungsbereiches zuständig und forschte über mittelalterliche Wandmalereien im Kloster Maulbronn.

Seit August 1992 gehört sie dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg an. Bis zu ihrem Wechsel nach Freiburg hatte Frau Zimdars in der Außenstelle Karlsruhe im Referat Inventarisierung die Stadt Heidelberg inventarisiert.



## Neuerscheinung

### **Gemeinsames Erbe gemeinsam erhalten – Conservation commune d'un patrimoine commun**

Unter diesem Titel hat das Deutsch-Französische Forschungsprogramm für die Erhaltung von Baudenkmalern die Vorträge und Berichte des 1. Statuskolloquiums des Programms veröffentlicht, das vom 24. bis 25. März 1993 in Karlsruhe stattfand (vgl. Bericht in Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4/1993, S. 204–206). Der Band enthält die Berichte von mehr als 40 deutschen und französischen Arbeitsgruppen über die ersten Ergebnisse ihrer gemeinsamen kunsthistorischen bzw. naturwissenschaftlichen Untersuchungen zur Vorbereitung der Restaurierung von vier Baudenkmalern in Deutschland und Frankreich: der Klosterkirche in Salem und der Kollegiale Saint Thiébaud in Thann/Elsaß (Forschungsprogramm „Steinschäden“) sowie der mittelalterlichen Glasfenster der Katharinenkirche in Oppenheim und der Kathedrale Saint Gatien in Tours (Forschungsprogramm „Glasschäden“). Die wissenschaftlichen Untersuchungen am Salemer Münster wurden in enger Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg durchgeführt. Wie bei den anderen drei Baudenkmalern wurde auch in Salem besonderer Wert auf eine genaue Bestandsaufnahme gelegt. Die hierzu durchgeführten Untersuchungen ergänzen das im Auftrag des Landesdenkmalamtes von U. Knapp erstellte bauhistorische Gutachten: eine noch nicht abgeschlossene Untersuchung des Instituts für Bodenmechanik und Felsmechanik der Universität Karlsruhe zu den geotechnischen und hydrogeologischen Ursachen aufsteigender Feuchtigkeit im Mauerwerk des Münsters, über deren erste Ergebnisse Prof. J. Brauns berichtete, eine mineralogische Untersuchung der Forschungs- und Materialprüfungsanstalt Baden-Württemberg und des Institut de Physique du Globe de Paris, über deren Zwischenergebnisse Frau Dr. G. Grassegger und Monsieur P. Morat referierten, sowie eine vom Labor für Erforschung und Begutachtung umweltbedingter Gebäudeschäden, München, und dem Institut für Denkmalpflege der ETH Zürich durchgeführte generelle Zustands- und Schadensaufnahme an den Außenfassaden der Klosterkirche, deren Ergebnisse Herr K. Zehnder zur Diskussion stellte.

Die in dem Buch veröffentlichten Be-

richte sind nach folgenden Forschungsschwerpunkten gegliedert:

- Einflüsse der Umwelt auf die Erhaltung der Baudenkmalern,
- Bestandsaufnahme (Dokumentation zur Geschichte und Kunstgeschichte der Baudenkmalern sowie zu früheren Restaurierungsmaßnahmen und dem gegenwärtigen Ausmaß der Schäden),
- Analyse und Diagnose der vorgefundenen Schäden und ihrer Ursachen, Simulation der Schadensprozesse im Labor,
- Mikrobiologie (Einfluß mikrobiellen Bewuchses auf Steine und Gläser),
- Entwicklung und Einsatz neuer Restaurierungsverfahren und -produkte,
- Untersuchung und Beurteilung der Ergebnisse früherer Restaurierungsmaßnahmen.

Darüberhinaus sind in dem Band generell Informationen über das Deutsch-Französische Forschungsprogramm, seine Konzeption und Zielsetzung sowie zwei Vorträge zum Verhältnis von Naturwissenschaften und Denkmalpflege abgedruckt.

Insgesamt gibt das Buch einen umfassenden Überblick über diese Anfang der 90er Jahre begonnene Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Gebiet der modernen Denkmalpflege. Ein ausführliches Teilnehmerverzeichnis mit Anschriften und Adressen erleichtert den direkten Kontakt zwischen Denkmalpflegern und an der Denkmalpflege interessierten Naturwissenschaftlern in beiden Ländern, und zwar auch für diejenigen, die nicht unmittelbar an den Arbeiten des Deutsch-Französischen Forschungsprogramms für die Erhaltung von Baudenkmalern beteiligt sind.

„Gemeinsames Erbe gemeinsam erhalten – Conservation commune d'un patrimoine commun“, Dokumentation des 1. Statuskolloquiums des Deutsch-Französischen Forschungsprogramms für die Erhaltung von Baudenkmalern, herausgegeben von Stephan Frhr. von Welck, Champs-sur-Marne 1993, 319 S. Das Buch kann gegen Voreinsendung von 7 internationalen Antwortscheinen im Wert von ca. 10 DM, die bei der Post erhältlich sind, (9 bei 2 Exemplaren) für Porto und Kosten bezogen werden über: Programme Franco-Allemand de Recherche pour la Conservation des Monuments Historiques, Secrétariat Général, Château de Champs, 29, rue de Paris, F-77420 Champs-sur-Marne, Tel.: 00 33 1 64 68 00 63; Fax: 00 33 1 64 68 32 76).

## Abbildungsnachweis

J. Schüle, Schwäbisch Gmünd 93, 94 Abb. 4, 95 Abb. 6, 97; Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 109; LDA-Freiburg 100–103, 105, 106; LDA-Stuttgart 113, 114, 116, 117, 119 Abb. 19 (Fotos: P. Findeisen), 122–131 Abb. 21.



# Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

## Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

### Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber/  
Reinhard Wortmann  
München/Berlin 1978

## Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth.  
Mit Beiträgen von E. Gropengießer,  
B. Kommer, E. Reinhard,  
M. Schaab  
München/Berlin 1982

Adolf Schahl  
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises  
München/Berlin 1983

## Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986  
Richard Strobel und  
Felicitas Buch  
Ortsanalyse

Heft 2, 1989  
Ulrich Schnitzer  
Schwarzwalddhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

## Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

Stadt Baden-Baden (2.2, 1993)  
bearb. v. W. Deiseroth  
Stadt Bietigheim-Bissingen (1.8, 1988)  
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Esslingen a. N. (1.1, 1985)  
bearb. v. P. Wichmann  
Stadt Herrenberg (1.5, 1986)  
bearb. v. H. Reidel/  
W. Deiseroth

Stadt Ladenburg (2.1, 1984)  
bearb. v. W. Deiseroth  
Stadt Leonberg (1.4, 1986)  
bearb. v. P. Wichmann/  
W. Deiseroth

Stadt Markgröningen (1.7, 1987)  
bearb. v. P. Findeisen  
Stadt Meersburg (4.2, 1988)  
bearb. v. H. Reidel/  
W. Deiseroth

Stadt Ravensburg (4.1, 1988)  
bearb. v. W. Deiseroth/  
J. Breuer

Stadt Rottweil (3.1, 1989)  
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Schorndorf (1.9, 1989)  
bearb. v. E. Geiger  
Stadt Schwäbisch Gmünd (1.2, 1985)  
bearb. v. J. Breuer

Stadt Schwäbisch Hall (1.3, 1986)  
bearb. v. W. Deiseroth  
Stadt Überlingen (4.3, 1994)  
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Vaihingen a. d. Enz (1.10, 1992)  
bearb. v. E. Geiger

Stadt Villingen-Schwenningen (3.2, 1991)  
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Waiblingen (1.6, 1987)  
bearb. v. E. Geiger

## Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972  
Günter P. Fehring  
Unterregenbach  
Kirchen, Herrensitz,  
Siedlungsbereiche

Band 2, 1974  
Antonin Hejna  
Das „Schlößle“ zu Hummersried.  
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts

Band 3, 1972  
Teil 2: Alix Irene Beyer  
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973  
Teil 1: Gustav Riek  
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck, Angela von den Driesch  
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973  
Hans Klumbach  
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975  
Dieter Planck  
Arae Flaviae I  
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976  
Hermann Friedrich Müller  
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977  
Jens Lüning, Hartwig Zürn

Der Breisacher Münsterberg

Band 12, 1991  
Uwe Gross  
Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb

Band 14, 1993  
Eleonore Landgraf  
Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland

Band 15, 1992  
Ilse Fingerlin,  
Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein

Band 16, 1993  
Dorothee Ade-Rademacher,  
Reinhard Rademacher  
Der Veitsberg bei Ravensburg

## Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)  
Bd.1, 1974 – Bd.18, 1993

## Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

### Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972  
Rolf Dehn  
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972  
Eduard M. Neuffer  
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972  
Teil 2: Alix Irene Beyer  
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973  
Teil 1: Gustav Riek  
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck, Angela von den Driesch  
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973  
Hans Klumbach  
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975  
Dieter Planck  
Arae Flaviae I  
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976  
Hermann Friedrich Müller  
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977  
Jens Lüning, Hartwig Zürn

Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“  
Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977  
Klemens Scheck  
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) (Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978  
Peter Paulsen,  
Helga Schach-Döriges  
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981  
Wolfgang Czysz u. a.  
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982  
Ursula Koch  
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982  
Mostefa Kokabi  
Arae Flaviae II  
Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983  
U. Körber-Grohne,  
M. Kokabi, U. Piening,  
D. Planck  
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983  
Christiane Neuffer-Müller  
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983  
Eberhard Wagner  
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984  
Joachim Hahn  
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986  
Margot Klee  
Arae Flaviae III  
Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985  
Udelgard Körber-Grohne,  
Hansjörg Küster  
Hochdorf I

Band 20, 1986  
Studien zu den Militärgrenzen Roms III  
Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987  
Alexandra von Schnurbein  
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986  
Gerhard Fingerlin  
Dangstetten I

Band 23, 1987  
Claus Joachim Kind  
Das Felsställe

Band 24, 1987  
Jörg Biel  
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987  
Hartwig Zürn  
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988  
Joachim Hahn  
Die Geißenklosterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988  
Erwin Keefer  
Hochdorf II  
Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988  
Arae Flaviae IV  
Mit Beiträgen von Margot Klee,  
Mostefa Kokabi,  
Elisabeth Nuber

Band 29, 1988  
Joachim Wahl,  
Mostefa Kokabi  
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988  
Wolfgang Kimmig  
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988  
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt.  
Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988  
Rüdiger Krause  
Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989  
Rudolf Altkamp  
Das südliche Oberhainthal in frühromischer Zeit

Band 34, 1989  
Claus Joachim Kind  
Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990  
Jörg Heiligmann  
Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990  
Helmut Schlichtherle  
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990  
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990  
Ursula Koch  
Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991  
Sigrid Frey  
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990  
Egon Schallmayer u. a.  
Der römische Weihebezirk von Osterburken I

Band 41/1, 1992  
Siegwart Schiek  
Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht (Gemeinde Seitingen-Oberflacht, Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992  
Peter Paulsen  
Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht und ihre kulturhistorische Bedeutung

Band 48, 1993  
Matthias Knaut  
Die alamannischen Gräberfelder von Neresheim und Kösing, Ostalbkreis

Band 52, 1993  
Dieter Quast  
Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus Gültlingen

## Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

### Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990  
Kurt Bittel,  
Siegwart Schiek,  
Dieter Müller  
Die keltischen Viereckschanzen

Band 2, 1993  
Claus Oeffinger,  
Dieter Müller  
Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen  
Hefte 2-4

## Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

### Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

H. 5, 1985 – H. 20, 1993

## Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

### Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985 Band 1986  
Band 1987 Band 1988  
Band 1989 Band 1990  
Band 1991 Band 1992



## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

#### Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Zentrale Planungsberatung  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-27 34

**Archäologische Denkmalpflege**  
Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon (0 77 35) 30 01  
Telefax (0 77 35) 16 50

#### Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-0  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

**Archäologische Denkmalpflege**  
Amalienstraße 36  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 91 85-4 00  
Telefax (07 21) 91 85-4 10

**Archäologie des Mittelalters**  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-2 05  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

#### Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 20 50  
Telefax (07 61) 2 05-27 55

**Archäologische Denkmalpflege**  
Marienstraße 10a  
79098 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 05-27 81  
Telefax (07 61) 2 05-27 91

**Archäologie des Mittelalters**  
Kirchzartener Straße 25  
79117 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 6 79 96  
Telefax (07 61) 6 79 98

#### Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Gartenstraße 79  
72074 Tübingen  
Telefon (07 071) 2 00-1  
Telefax (07 071) 2 00-26 00

**Archäologische Denkmalpflege**  
**Archäologie des Mittelalters**  
Alexanderstraße 48  
72070 Tübingen  
Telefon (07 071) 9 13-0  
Telefax (07 071) 9 13-2 01